



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften. jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

### Flammenzeichen.

Roman von E. Werner.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Antonie und Marietta unterhielten sich von der bevorstehenden Ankunft des Hofes, und erstere, die in Toiletensachen sehr wenig Geschmac befah, hatte den Rath der Freundin erbeten, der ihr auch bereitwillig ertheilt wurde.

„Was Du zu dem Kleide nehmen sollst?“ fragte Marietta. „Natürlich Rosen, weiße oder mattfarbige Rosen, sie werden sich sehr gut ausnehmen zu dem zarten Blau.“

„Ich mag aber die Rosen nicht,“ erklärte Toni. „Ich wollte Astern nehmen.“

„Warum nicht lieber gar Sonnenblumen! Willst Du als junges Mädchen und als Braut durchaus herbstlich erscheinen? Und wie kann man überhaupt die Rosen nicht mögen? Ich liebe sie leidenschaftlich und verwende sie bei jeder Gelegenheit. Ich hätte heute abend in der Gesellschaft beim Bürgermeister so gern eine frische Rose im Haar getragen und bin ganz unglücklich darüber, daß in Waldhofen keine mehr aufzutreiben ist. Es ist freilich schon spät im Jahre.“

„Der Schloßgärtner hat im Treibhause einen blühenden Rosenbaum,“ bemerkte Antonie in ihrer schlaftrigen Art, die einen so scharfen Gegensatz zu der Lebendigkeit ihrer Jugendfreundin bildete. Diese schüttelte lachend den Kopf.

„Nun, der ist vermuthlich für die Frau Herzogin bestimmt, und da darf sich unser eins nicht unterfangen, um eine Blüthe zu betteln. Was hilft's, ich muß darauf verzichten! Um nun wieder auf die Toilettenfrage zu kommen — dabei sind Sie aber eigentlich ganz überflüssig, Herr von Eschenhagen; Sie verstehen ja gar nichts davon und müssen sich sträglich dabei langweilen. Trotzdem wanten und

weichen Sie nicht — und was habe ich denn überhaupt so Merkwürdiges an mir, daß Sie mich fortwährend ansehen?“

Die Worte klangen sehr ungnädig; Willy erschraf, denn der letzte Vorwurf war nur zu begründet. Er hatte darüber nachgedacht, wie sich eine frische, halberschlossene Rose in dem krausen dunklen Gelock ausnehmen würde, und dabei allerdings dies Gelock und den dazu gehörigen Kopf einer eingehenden Betrachtung unterzogen, was seiner Braut völlig entging.

„Ja, Willy, geh!“ sagte diese gutmüthig. „Du langweilst Dich wirklich bei unieren Puzgeschichten, und ich habe noch viel mit Marietta zu besprechen.“

„Wie Du meinst, liebe Toni,“ verzogte der junge Majorats Herr, „aber ich darf doch wiederkommen?“

„Natürlich, sobald Du willst!“

Willy bald ging. Es fiel ihm gar nicht ein, daß er dabei seinen Posten vernachlässigte, er dachte an etwas ganz anderes, als er noch einige Minuten in dem kleinen Vorzimmer stand. Infolge dieses Nachdenkens stieg er endlich die Treppe hinunter und

lenkte seine Schritte geradeswegs nach der Wohnung des Schloßgärtners.

„Raum war er fort, so sprang Marietta auf und rief mit komischer Verzweiflung: „Gott im Himmel, was seid Ihr für ein langweiliges Brautpaar!“

„Aber Marietta!“ sagte Toni verlegt.

„Ja, ob Du das übelnimmst oder nicht, ich erkläre es für ein Freundschaftsopfer, wenn ich in Eurer Nähe aushalte, und ich hatte mich auf eine so lustige Zeit gefreut, als ich hörte, daß Du verlobt seist! Du warst zwar nie besonders lebhaft, aber Deinem Herrn Bräutigam



Die Kapelle an der Gotthardstraße.

Nach einer Skizze von C. Kässi-Schultheiß gezeichnet von H. Büttner.

scheint die Sprache ganz und gar abhanden gekommen zu sein. Wie habt Ihr Euch denn eigentlich verlobt? Hat er wirklich dabei gesprochen, oder hat das seine Frau Mama besorgt?"

„Laß doch die Pöffen!“ versetzte Antonie unwillig. „Willy ist nur in Deiner Gegenwart so schweigsam, wenn wir allein sind, kann er recht mittheilhaftig sein.“

„Ja, über die neue Dreschmaschine, die er sich angeschafft hat. Ich horchte nämlich vorhin bei meinem Kommen, ehe ich eintrat, da sang er das Lob der besagten Dreschmaschine und Du hörtest ganz andächtig zu. O, Ihr werdet als ein Musterehepaar auf der Burgsdorfschen Musterverwirtschaft herrschen, aber — der Himmel bewahre mich gnädiglich vor solchem Eheglück!“

„Marietta, Du bist recht unartig,“ sagte die junge Baronesse, die jetzt wirklich ärgerlich wurde, aber in derselben Minute hing der kleine Uebermüth auch schon schmeichelnd an ihrem Halse.

„Nicht böse sein, Toni! Ich meine es ja nicht schlimm und gönne Dir Dein Glück von Herzen; aber siehst Du — mein Mann müßte doch etwas anders beschaffen sein.“

„So, und wie denn?“ fragte Toni halb schmolend und halb verhöhnt durch die schmeichelnde Bitte.

„Erstens muß er nur unter meinem Pantoffel stehen, nicht unter dem seiner Mutter, zweitens muß er ein echter, rechter Mann sein, in dessen Schutz ich mich sicher fühle — das verträgt sich ganz gut mit einem sanften Pantoffelregiment. Zu reden braucht er nicht viel, das besorge ich, aber er muß mich so lieb haben — so lieb, daß er weder nach Papa und Mama, noch nach seinen Gütern, noch nach der neuen Dreschmaschine fragt, sondern sie allesammt zum Kuckuck gehen läßt, wenn er mich nur hat!“

Toni suchte mit mitleidiger Ueberlegenheit die Achseln.

„Du hast bisweilen noch recht kindische Ansichten, Marietta; aber nun wollen wir endlich von den Kleidern reden!“

„Ja, das wollen wir, sonst kommt Dein Bräutigam zurück und pflanzt sich wieder neben uns auf wie eine Schildwache. Er hat ein merkwürdiges Talent zum Schildwache stehen. Also Du nimmst zu der blauen Seide —“

Die Toilettenfrage sollte auch diesmal nicht zur Erledigung kommen, denn soeben öffnete sich die Thür, Frau von Eschenhagen trat ein und rief ihre künftige Schwiegertochter ab, deren Gegenwart bei einer häuslichen Anordnung nothwendig war. Antonie erhob sich bereitwillig und verließ das Zimmer, Frau Regine machte aber keine Miene, ihr zu folgen, sondern ließ sich auf den leeren Platz am Fenster nieder.

Die regierende Herrin von Burgsdorf war nun einmal nicht diplomatisch angelegt wie ihr Bruder, sie mußte überall mit Gewaltmitteln eingreifen. Sie war ungeduldig geworden, denn Willy hatte so gut wie gar nichts berichtet, er wurde jedesmal roth und stotterte, wenn er wiederholen sollte, was die „Theaterprinzessin“ denn eigentlich gesagt oder gethan hatte, und seine Mutter, die nicht an ein harmloses Mädchengeplauder glauben wollte, beschloß daher, die Sache selbst in die Hand zu nehmen.

Marietta hatte sich pflichtschuldigst erhoben bei dem Eintritt der älteren Dame, die sie bei ihrem ersten Besuche nur flüchtig gesehen und deren feindselige Haltung sie in der Freude des Wiedersehens gar nicht bemerkt hatte. Sie fand nur, daß Tonis künftige Schwiegermutter wenig Freundliches habe, und kümmerte sich nicht weiter um die gestrenge Frau, die sie jetzt mit einer wahren Richterinnene von oben bis unten musterte.

Im Grunde sah diese Marietta aus wie alle anderen jungen Mädchen, aber sie war hübsch, sehr hübsch — um so schlimmer! Sie trug das Haar in kurzen krausen Locken, das war unpassend! Die übrigen schlimmen Eigenschaften kamen sicher zum Vorschein in der Unterhaltung, die jetzt eingeleitet wurde.

„Sie sind mit der Braut meines Sohnes befreundet, mein Kind?“

„Jawohl, gnädige Frau,“ war die unbefangene Antwort.

„Eine Jugendbekanntschaft, die noch aus der Kinderzeit stammt, wie ich höre. Sie wurden im Hause des Doktors Volkmar erzogen?“

„Gewiß, ich habe meine Eltern sehr früh verloren.“

„Ganz recht, mein Schwager erzählte es mir. Und welchem Berufe gehörte Ihr Vater an?“

„Er war Arzt wie mein Großvater,“ versetzte Marietta, mehr belustigt als befreuet über dies Examen, dessen Zweck sie

nicht errieth. „Auch meine Mutter war die Tochter eines Arztes, eine ganze medizinische Familie, nicht wahr? Nur ich bin aus der Art geschlagen.“

„Ja — leider!“ sagte Frau von Eschenhagen mit Nachdruck. Das junge Mädchen sah sie verwundert an. Sollte das Scherz sein? Die Miene der Dame war aber durchaus nicht scherzhaft, als sie fortfuhr: „Sie werden mir zugeben, mein Kind, daß, wenn man das Glück hat, aus einer achtbaren und ehrenwerthen Familie zu stammen, man sich dessen würdig zeigen muß. Sie hätten Ihren Beruf danach wählen sollen.“

„Mein Gott, ich kann doch nicht auch Medizin studieren, wie mein Vater und Großvater!“ rief Marietta hell aufschlagend. Die Sache machte ihr unendlichen Spaß, die Bemerkung mißfiel jedoch ihrer strengen Richterinn, die mit voller Schärfe erwiderte:

„Es giebt Gott sei Dank noch genug anständige und ehrenvolle Berufswege für ein junges Mädchen. Sie sind Sängerin?“

„Ja, gnädige Frau, am Hoftheater.“

„Ich weiß es! — Sind Sie geneigt, Ihre Entlassung zu nehmen?“

Die Frage wurde so plötzlich und in einem so herrischen Tone gestellt, daß Marietta unwillkürlich zurückwich. Sie war noch immer der Meinung, daß der Majoratsherr von Burgsdorf mit seiner hartnäckigen Schweigsamkeit und seinem stürmischen Davonlaufen nicht ganz zurechnungsfähig sei, und jetzt kam ihr der Gedanke, das könne ein Familienübel sein, das er von seiner Mutter erbt habe; denn mit dieser war es offenbar auch nicht ganz richtig.

„Meine Entlassung?“ wiederholte sie. „Aber weshalb denn?“

„Aus Gründen der Moral! Ich bin bereit, Ihnen dazu die helfende Hand zu bieten. Wenden Sie sich ab von diesem Pfade des Leichtsinns, und ich mache mich anheischig, Ihnen eine Stelle als Gesellschafterin zu verschaffen.“

Die junge Sängerin begriff jetzt endlich, um was es sich handelte; halb gereizt und halb spöttisch warf sie das Köpfchen mit den krausen Locken zurück.

„Ich muß sehr danken. Ich liebe meinen Beruf und denke nicht daran, ihn gegen eine abhängige Stellung zu vertauschen; ich passe überhaupt nicht zu einer höheren Kammerjungfer.“

„Die Antwort habe ich erwartet,“ sagte Frau von Eschenhagen mit einem düsteren Kopfnicken; „aber ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen noch einmal ins Gewissen zu reden. Sie sind noch sehr jung und daher nicht im vollen Maße verantwortlich; der schwerste Vorwurf fällt auf den Doktor Volkmar, der das Kind seines Sohnes einem solchen Leben überantwortete.“

„Gnädige Frau, ich muß bitten, meinen Großvater aus dem Spiel zu lassen,“ fuhr Marietta heftig auf. „Sie sind Tonis künftige Schwiegermutter, sonst hätte ich Ihrem Examen überhaupt nicht standgehalten. Eine Beleidigung meines Großvaters aber dulde ich nicht, von keinem Menschen auf der Welt!“

Die beiden bemerkten es in ihrer Erregung nicht, daß die nach dem Vorzimmer führende Thür leise geöffnet wurde und Willibald erschien. Er erschrak sichtlich, als er seine Mutter erblickte, und versenkte etwas, das er sorgfältig in Papier eingehüllt in der Hand trug, schlüssigst in seine Rocktasche, aber er blieb auf der Schwelle stehen.

„Ich beabsichtige nicht, mit Ihnen zu streiten, mein Kind,“ sagte Frau Regine in sehr hohem Tone; „aber ich bin allerdings Tonis künftige Schwiegermutter und habe als solche das Recht, sie vor einem Ungang zu bewahren, der mir nicht passend erscheint. Bitte, mißverstehen Sie mich nicht! Ich bin nicht hochmüthig, und die Enkelin des Doktors Volkmar wäre in meinen Augen durchaus berechtigt zur Fortsetzung dieser Jugendfreundschaft; aber eine Dame vom Theater hat ihren Verkehr wohl ausschließlich in Theatertreffen zu suchen, und hier in Fürstenstein — ich hoffe, Sie verstehen mich.“

„O ja, ich verstehe Sie, gnädige Frau!“ rief Marietta, deren Antlitz sich plötzlich in flammende Gluth tauchte. „Sie brauchen nichts weiter zu sagen, ich bitte nur noch um ein Wort. Ist Herr von Schönau, ist Antonie einverstanden mit dem, was Sie mir da mittheilen?“

„In der Sache selbst allerdings, aber man wollte Sie begreiflicherweise nicht durch eine Abweisung — ein sehr bezeichnendes Achselzucken vervollständigte den Satz. Die sonst so gerechte und wahrheitsliebende Frau fühlte es nicht einmal, daß

sie sich einfach einer Unwahrheit schuldig machte; sie hatte sich so verrannt in ihre Auffassung, daß sie fest überzeugt war, der Oberforstmeister halte nur aus Widerspruchsgestalt und Antonie nur aus Gutmütigkeit an einem Verkehr fest, der ihnen selbst peinlich sei, und war fest entschlossen, der Sache ein Ende zu machen. Da geschah etwas ganz Unerwartetes; Willibald, der noch immer auf der Schwelle stand, trat in das Zimmer und sagte, halb bittend und halb vorwurfsvoll:

„Aber Mama!“

„Du bist es, Willy? Was thust Du hier?“ fragte Frau von Eichenhagen, die ihn erst jetzt bemerkte und der die Unterbrechung sehr unwillkommen war.

Willibald sah und hörte es recht gut, daß die Frau Mutter höchst ungnädig war, und pflegte sonst stets den Rückzug zu nehmen, wenn er sie in dieser Stimmung wußte. Heute aber hielt er mit ungewohnter Tapferkeit stand. Er trat noch näher und wiederholte:

„Aber Mama, ich bitte Dich, Toni hat ja nie daran gedacht, Fräulein Volkmar —“

„Was unterstehst Du Dich? Willst Du mich vielleicht Lügen strafen?“ fuhr ihn die gereizte Mutter an. „Was geht es Dich an, was ich mit Fräulein Volkmar verhandle. Deine Brant ist nicht hier, das siehst Du doch, also mach' daß Du fortkommst!“

Der junge Majoratsherr wurde dunkelroth bei diesem Tone, an den er allerdings gewöhnt war; aber er schien sich vor dem jungen Mädchen doch einigermaßen dieser Behandlung zu schämen und sah aus, als wolle er einen Widerspruch versuchen. Sein Gesicht nahm einen trostigen Ausdruck an, auf ein drohendes „Nun, hast Du nicht gehört?“ aus dem Munde seiner Mutter aber siegte die alte Gewohnheit. Er wandte sich zögernd zum Gehen und ging auch wirklich, aber die Thür blieb zur Hälfte offen. Marietta blickte ihm mit verächtlich gekrümmten Lippen nach und wandte sich dann zu ihrer Gegnerin.

„Sie können unbesorgt sein, gnädige Frau, ich bin das letzte Mal in Fürstenstein gewesen. Als der Herr Oberforstmeister mich mit der alten Güte und Antonie mit der alten Herzlichkeit empfingen, da konnte ich nicht ahnen, daß mir jetzt in ihren Augen ein Makel aufgedrückt ist, sonst wäre ich ihnen sicher nicht lästig gefallen mit meinen Besuchen. Es wird in Zukunft nicht geschehen — nie mehr!“

Die Stimme verlagte ihr, sie drängte gewaltsam die Thränen zurück, aber um den kleinen Mund zuckte es so bitter und schmerzlich, daß Frau von Eichenhagen doch fühlte, sie sei in der Rücksichtslosigkeit zu weit gegangen.

„Ich wollte Sie nicht kränken, mein Kind,“ sagte sie eintretend. „Ich beabsichtigte nur, Ihnen klar zu machen —“

„Nicht kränken wollen Sie mich und sagen mir solche Dinge?“ unterbrach das junge Mädchen sie in aufflammendem Zorn. „Sie behandeln mich ja wie eine Ausgestoßene, die es nicht mehr wagen darf, anständigen Kreisen zu nahen, weil ich mit einem Talent, das mir Gott gegeben hat, mein Brot erwerbe und den Menschen Freude mache. Sie schmähnen meinen alten lieben Großvater, der so mühselig die Opfer für meine Ausbildung gebracht hat, der mich mit so schwerem Herzen in die Welt hinausziehen ließ. Die bitteren Thränen haben ihm in den Augen gestanden, als er mich beim Abschied noch einmal in seine Arme zog und sagte: ‚Bleib brav, meine Marietta, man kann es in jedem Stande sein. Ich kann Dir nichts zurücklassen, wenn ich heut oder morgen die Augen schließe, Du mußt für Dich selbst sorgen!‘ Nun, ich bin brav geblieben und werde es bleiben, wenn es mir auch nicht so leicht gemacht wird wie der Toni, die das Kind eines reichen Vaters ist und ihr Elternhaus nur verläßt, um in das Haus ihres Mannes zu gehen. Aber ich beneide sie nicht um das Glück, Sie Mutter zu nennen!“

„Fräulein Volkmar, Sie vergessen sich!“ rief Regine beleidigt, indem sie sich zu ihrer ganzen stattlichen Höhe aufrichtete. Aber Marietta ließ sich nicht einschüchtern, sie wurde nur noch heftiger.

„D nein, ich bin es nicht, die sich vergißt, Sie waren es, die mich ohne allen Grund beleidigte, und ich weiß auch, daß der Oberforstmeister und Antonie unter Ihrem Einfluß stehen, wenn sie sich von mir abwenden. Gleichviel, ich will keine Güte und keine Freundschaft, die so wenig fest steht, und mit einer Freundin, die mich aufgibt nur auf Befehl ihrer Schwiegermutter, bin ich ein für allemal fertig — sagen Sie ihr das, Frau von Eichenhagen!“

Sie wandte sich mit einer stürmischen Bewegung ab und verließ das Gemach. Draußen im Vorzimmer aber wollte die mühsam behauptete Fassung nicht mehr standhalten, der Schmerz überwog den Zorn und die bisher so tapfer bekämpften Thränen brachen heiß hervor. Mit einem leidenschaftlichen Schluchzen lehnte das junge Mädchen den Kopf an die Wand und weinte bitter und schmerzlich über die erlittene Kränkung.

Da hörte sie leise und schüchtern ihren Namen nennen und aufblickend gewahrte sie Willibald von Eichenhagen, der vor ihr stand und ihr das Papier entgegenhielt, das er vorhin so eilig verborgen hatte. Es war jetzt auseinandergeschlagen und darin lag ein Rosenzweig, der eine wundervolle, duftende Blüthe und zwei halb erschlossene Knospen trug.

„Fräulein Volkmar,“ wiederholte er stehend, „Sie wünschten vorhin eine Rose — bitte, nehmen Sie —“

In seinen Augen und seiner ganzen Haltung lag deutlich genug eine stumme Abbitte wegen der Rücksichtslosigkeit seiner Mutter. Marietta hatte ihr Schluchzen unterdrückt, in ihren dunklen Augen funkelten noch die Thränen, aber es lag zugleich ein unsäglich verächtlicher Ausdruck darin.

„Ich danke, Herr von Eichenhagen,“ versetzte sie herb. „Sie haben ja wohl gehört, was da drinnen gesprochen wurde, und jedenfalls den Befehl erhalten, mich auch zu meiden. Warum gehorchen Sie dem nicht?“

„Meine Mutter hat Ihnen unrecht gethan,“ sagte Willibald halblaut, „und sie sprach auch nicht im Namen der anderen. Toni weiß nichts davon, glauben Sie es mir —“

„So, das wissen Sie und haben nicht ein Wort des Widerspruchs gefunden?“ unterbrach ihn das junge Mädchen glühend vor Zorn. „Sie haben es mit angehört, wie Ihre Mutter ein schuldloses Mädchen kränkte und beleidigte, und hatten nicht einmal so viel Ritterlichkeit, dazwischen zu treten? Freilich, Sie versuchten es ja, aber Sie wurden ausgescholten und fortgeschickt wie ein Schullnabe und ließen sich das geduldig gefallen!“

Willibald stand da wie vom Donner gerührt. Er hatte allerdings tief die Ungerechtigkeit seiner Mutter empfunden und sie nach Kräften wieder gutmachen wollen, und nun wurde er so behandelt! Ganz betäubt starrte er auf Marietta, die durch sein Schweigen nur noch zorniger wurde.

„Und nun kommen Sie und bringen mir Blumen,“ fuhr sie mit steigender Leidenschaftlichkeit fort, „heimlich hinter dem Rücken Ihrer Mutter, und meinen, ich würde eine solche Entschuldigung annehmen? Erst lernen Sie, wie ein Mann sich zu benehmen hat, wenn er Zeuge solcher Ungerechtigkeiten ist, und dann bringen Sie Ihre Aufmerksamkeiten an. Jetzt — jetzt will ich Ihnen zeigen, was ich von Ihrem Geschenk und von Ihnen halte.“

Sie riß ihm das Papier sammt seinem Inhalt aus der Hand, warf es zu Boden und in der nächsten Sekunde zerrat der kleine Fuß kräftig die duftenden Rosen.

„Mein Fräulein —!“ Willibald, schwankend zwischen Scham und Entrüstung, wollte auffahren, aber ein sprühendes Blut aus den sonst so schelmischen dunklen Augen machte ihn verstummen, und zum Ueberfluß wurden die armen Rosen noch verächtlich mit dem Fuße fortgestoßen.

„So, nun sind wir zu Ende! Wenn Toni wirklich nichts von der Sache weiß, so thut es mir leid, deshalb muß ich ihr in Zukunft doch fern bleiben, denn ich werde mich nicht neuen Kränkungen aussetzen. Möge sie glücklich sein, ich wäre es nicht an ihrer Stelle. Ich bin ein armes Mädchen, aber einen Mann, der sich noch vor der Ruthe seiner Mutter fürchtet, nehme ich nicht, und wenn er zehnmal Majoratsherr von Burgsdorf wäre.“

Damit ließ sie den armen Majoratsherrn stehen und war in der nächsten Minute verschwunden.

„Willy, was soll das heißen?“ tönte plötzlich die Stimme der Frau von Eichenhagen, die in der halb offenen Thür stand. Als keine Antwort erfolgte, trat sie heraus und schritt mit unheilverkündender Miene auf ihren Sohn zu.

„Das war ja eine ganz merkwürdige Scene, die ich da mit ansehen mußte. Willst Du nicht so gut sein und mir erklären, was sie eigentlich bedeutet? Dies kleine Ding sprühte ja wie ein Kobold vor Zorn und sagte Dir die empörendsten Dinge in das Gesicht, und Du standest dabei wie ein Schaf, ohne Dich zu wehren.“

„Weil sie recht hatte,“ murmelte Willy, der noch immer auf die zertretenen Rosen blickte.

„Was hatte sie?“ fragte die Mutter, die nicht recht gehört zu haben glaubte; der junge Majoratsherr hob den Kopf und sah sie an; er hatte einen ganz eigenthümlichen Ausdruck im Gesichte.

„Recht, sage ich, Mama! Es ist wahr, Du hast mich wie einen Schulknaben behandelt, dagegen hätte ich mich wehren müssen.“

„Junge, ich glaube, Du bist nicht recht bei Troste,“ sagte Frau Regine, aber Willibald fuhr gereizt auf:

„Ich bin kein Junge! Ich bin der Majoratsherr von Burgsdorf und siebenundzwanzig Jahre alt. Das vergißt Du immer, Mama, und ich habe es leider auch vergessen, aber endlich fällt es mir doch einmal ein.“

Frau von Eschenhagen blickte mit maßlosem Erstaunen auf ihren sonst so folgamen Sohn, der auf einmal Anstalten zur Widersehllichkeit machte.

„Ich glaube wahrhaftig, Du willst aufässig werden, Junge! Laß Dir das nicht einfallen, Du weißt, dergleichen leide ich nicht. Was ist Dir denn überhaupt in den Kopf gefahren, daß Du Dir solche Eigenmächtigkeiten erlaubst? Während ich mich bemühe, einem im höchsten Grade unpassenden Umgange ein Ende zu machen und diese Marietta zu beseitigen, leistest Du ihr hinter meinem Rücken eine förmliche Abbitte deswegen, bietest ihr sogar die Rosen an, die Du für Deine Braut bestimmt hast. Ich weiß zwar nicht, wie Du dazu kommst, es ist das erste Mal in Deinem Leben, aber Toni wird sich dafür bedanken, wenn sie erfährt, was aus ihren Blumen geworden ist. Es geschah Dir ganz recht, daß der kleine Sprühtüfel sie zertreten hat, künftig wirst Du solche Dummheiten bleiben lassen.“

Sie schalt ihn in dem gewohnten Tone aus, ohne sich im mindesten an seinen Widerspruch zu kehren, aber Willibald nahm das diesmal übel. Er, der noch vor zehn Minuten ängstlich die Blumen in seine Tasche verpackt hatte, um ja nicht bei der Aufmerksamkeit erpapt zu werden, bekam plötzlich einen Anfall von Hellemuth, und anstatt seine Mutter in ihrem Glauben zu lassen und den gefährlichen Sturm damit zu beschwichtigen, forderte er ihn geradezu heraus.

„Die Rosen waren gar nicht für Toni bestimmt, sondern für Fräulein Volkmar,“ erklärte er trotzig.

„Für —?“ Der entsehten Frau blieb das Wort im Munde stecken.

„Für Marietta Volkmar! Sie wünschte heute Abend eine Rose im Haar zu tragen, und da in Waldhofen keine mehr aufzutreiben war, so ging ich zum Schloßgärtner und verschaffte mir die Blumen — nun weißt Du es, Mama!“

Frau von Eschenhagen stand da wie eine Salzsäule, sie war freidebleich geworden, denn mit einem Male ging ihr ein Licht auf, aber es zeigte ihr etwas so Furchtbares, daß sie für einige Sekunden Sprache und Bewegung verlor. Dann freilich kam ihr die alte Thatkraft zurück. Sie packte den Arm ihres Sohnes so nachdrücklich, als wolle sie sich seiner für alle Fälle versichern, und sagte kurz und bündig:

„Willi — wir reisen morgen ab!“

„Abreisen?“ wiederholte er. „Wohin denn?“

„Nach Hause! Wir fahren morgen früh um acht Uhr, dann erreichen wir vormittags den Schnellzug und sind übermorgen in Burgsdorf. Du gehst augenblicklich auf Dein Zimmer und pack!“ Der Kommandoton machte diesmal leider gar keinen Eindruck auf Willi.

„Ich packe nicht,“ erklärte er verstoßt.

„Du packst, sage ich Dir!“

„Nein,“ trohte der junge Majoratsherr. „Wenn Du durchaus abreisen willst, Mama, so reise — ich bleibe hier.“

Das war unerhört, aber es beseitigte auch den letzten Zweifel, und die entschlossene Frau, die ihren Sohn noch immer festhielt, schüttelte ihn jetzt in der derbsten Weise.

„Junge, wach auf, komm zu Dir! Ich glaube, Du weißt es noch gar nicht einmal, was Dir eigentlich passiert ist! Nun, dann will ich es Dir sagen! Verliebt bist Du — verliebt in diese Marietta Volkmar!“

Sie schlenkerte das letzte Wort mit einem geradezu niederschmetternden Tone heraus, aber Willi war gar nicht niedergeschmettert. Eine Minute lang stand er allerdings starr vor Ueberraschung, das war ihm wirklich noch nicht eingefallen, aber jetzt begann es auch bei ihm zu tagen. „O!“ sagte er mit einem

tiefen Athemzuge, und dabei ging etwas wie ein Lächeln über sein Gesicht.

„O! Ist das Deine ganze Antwort?“ brach die erzürnte Mutter los, die trotz alledem auf einen Widerspruch gehofft hatte.

„Du leugnest es also nicht einmal! Und das muß ich erleben an meinem einzigen Sohne, den ich erzogen, den ich nie von meiner Seite gelassen habe! Während ich Dich zum Wächter bestelle, wenn diese Person bei Deiner Braut ist, behert sie Dich selbst, denn das ist doch offenbar Hexerei, und da spielt sie mir gegenüber noch die Tugendhafte, Tiefbeleidigte, dies Geschöpf —“

„Mama, hör' auf, das leide ich nicht!“ unterbrach sie Willibald gereizt.

„Du leidest es nicht — was soll das heißen?“

Frau von Eschenhagen hielt plötzlich inne und horchte nach der Thür.

„Da kommt Toni zurück, Deine verlobte Braut, der Du Dein Wort verpfändet hast, die Deinen Ring trägt — wie willst Du ihr jetzt gegenübertreten?“

Sie hatte endlich das rechte Mittel gefunden, der junge Majoratsherr zuckte zusammen bei dieser Mahnung und senkte stumm den Kopf, als Antonie ganz unbefangen eintrat.

„Du bist schon wieder da, Willi?“ fragte sie, „ich glaube — aber was hast Du denn? Ist etwas vorgefallen?“

„Ja,“ sagte Regine, die wie gewöhnlich die Zügel ergrieff, mit voller Bestimmtheit. „Wir haben soeben eine Depesche aus Burgsdorf erhalten, die uns zwingt, morgen früh abzureisen. Du brauchst nicht zu erschrecken, mein Kind, es ist nichts Gefährliches, nur eine Dummheit — sie legte einen scharfen Nachdruck auf das Wort — eine Dummheit, die da angerichtet worden ist und die durch schnelles Eingreifen ebenso schnell beseitigt wird. Ich erzähle Dir das später ausführlich, einstweilen hilft es nichts, wir müssen fort.“

Die Kengier gehörte durchaus nicht zu den Fehlern Antoniens, und selbst diese ganz unerwartete Nachricht vermochte nicht, sie aus ihrer Gelassenheit zu bringen; die Erklärung, daß es sich um nichts Ernstes handelte, beruhigte sie vollkommen.

„Muß Willi denn auch mit abreisen?“ fragte sie ohne besondere Aufregung. „Kann er nicht wenigstens hier bleiben?“

„Nun, Willi, so antworte Deiner Braut doch!“ sagte Frau von Eschenhagen, die scharfen grauen Augen fest auf ihren Sohn richtend. „Du weißt es ja am besten, wie die Verhältnisse liegen, kannst Du es wirklich beantworten, wenn Du jetzt hier bleibst?“

Es folgte eine kurze Pause; Willibalds Blick begegnete dem seiner Mutter, dann wandte er sich ab und sagte mit halb unterdrückter Stimme:

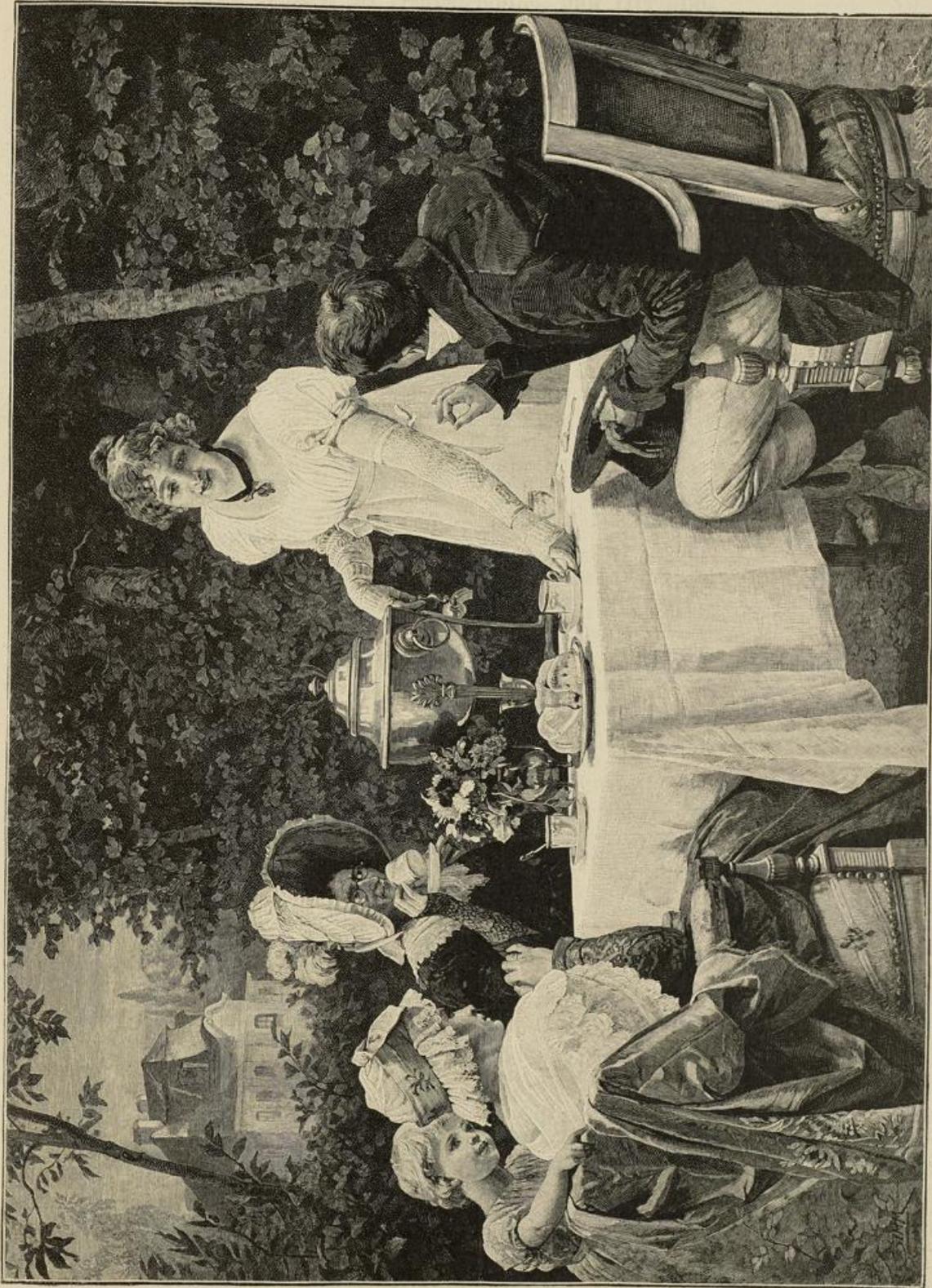
„Nein, Toni, ich muß nach Haus — es geht nicht anders.“

Antonie nahm diese Nachricht, die eine andere Braut doch wohl geismert hätte, mit sehr mäßigem Bedauern auf und begann sofort die Frage zu erörtern, wo die Reisenden denn morgen mittag essen würden, da der Schnellzug nirgends einen längeren Aufenthalt habe. Das bekümmerte sie fast ebenso sehr wie die Trennung, und sie kam endlich zu dem Ergebnis, daß es am besten sei, kalte Küche mitzunehmen und unterwegs zu speisen.

Frau von Eschenhagen triumphirte, als sie zu ihrem Schwager ging, um ihm die Abreise anzukündigen, für die sie bereits einen Vorwand gefunden hatte. Auf einem großen Gute konnte ja mancherlei vorkommen, was den Herrn unerwartet zurückrief, und der Oberforstmeister durfte natürlich die Wahrheit so wenig erfahren wie seine Tochter, obgleich er in seiner Verblendung das ganze Unheil verschuldet hatte. Uebrigens zweifelte Regine durchaus nicht daran, daß, sobald sie ihren Willi nur erst glücklich dem Bannkreise dieser „Hexerei“ entzogen habe, er wieder zur Vernunft kommen werde; er hatte das ja schon vorhin gezeigt. Sie wollte schlechterdings nicht einsehen, daß nur Willibalds Ehrenhaftigkeit seiner Braut gegenüber gesiegt hatte und daß es ein schwerer Mißgriff gewesen war, ihn über seine Gefühle für eine andere aufzuklären.

„Warte, mein Junge,“ murmelte sie ingrimmig. „Ich will Dich lehren, solche Geschichten anzufangen und Dich gegen Deine Mutter zu empören. Wenn ich Dich nur erst wieder in Burgsdorf habe, dann gnade Dir Gott!“

(Fortsetzung folgt.)



Photographie von Franz Hanfstängl Kunstverlag A.G. in München.

Schatz beobachtet.  
Nach einem Gemälde von F. Simm.

## Sklaverei und Sklavenhandel in Afrika.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. Emil Jung.

Mit einer Karte der afrikanischen Sklavenhandelsgebiete.

In Brüssel tagt gegenwärtig auf Einladung des Königs von Belgien ein von den meisten Staaten Europas beschickter Kongress, welcher sich mit der Frage befaßt, wie am besten dem Menschenhandel in Afrika ein Ende zu machen sei. Wohlverstanden, es handelt sich hier um den Verkauf von Sklaven über die afrikanischen Grenzen hinaus. Man ist keineswegs gesonnen, in die Verhältnisse, wie sie nun einmal bei den afrikanischen Völkern bestehen, soweit einzugreifen, daß man die Sklaverei überhaupt dort verbieten will. Ein solches Verbot würde auch ganz wirkungslos sein. Es ließe sich höchstens in einigen der Küstenstriche durchsetzen, denn, abgesehen von solchen Staaten und Kolonien wie Aegypten, Algerien, Tunis, der Kapkolonie und Natal, besitzen die Europäer keine genügenden Machtmittel, um ihren Beschlüssen die Ausführung durch ein entsprechendes Eingreifen zu sichern.

In allen anderen Theilen Afrikas ist die Macht der europäischen Staaten nur auf den Küstenraum mit jeweiligen Niederlassungen nach dem Innern zu beschränkt; was die Karte als ihrem Einfluß unterworfen bezeichnet, besteht in diesem Verhältniß meist nur auf Grund von Abmachungen zwischen den europäischen Kabinetten, die Völker aber, welche in dergleichen Gebieten wohnen, haben auch nicht die entfernteste Ahnung, daß und wie man über sie verfügt hat; sie würden auch eine Uebersetzung der in Europa getroffenen Abmachungen in entsprechende Handlungen auf afrikanischem Boden entschieden zurückweisen.

An den inneren Einrichtungen will man nicht rütteln. Und eine der wichtigsten, in den afrikanischen Verhältnissen am tiefsten wurzelnden ist die Sklaverei. Nur müssen wir uns davor hüten, in dieses für unsere Ohren so mißtönende Wort alles das hineinzugetragen, was wir aus andern Ländern, insonderheit aus den Vereinigten Staaten, darüber erfahren haben. Die Grenel von „Cute! Toms Hütte“ auf afrikanischen Boden zu versetzen, wäre abgesehen. Freilich sind die hier verübten Barbareien nicht weniger entsetzlich, nur finden wir sie nicht in der häuslichen Sklaverei, sondern bei dem Fange, der Beschaffung der Sklaven.

Wo der Sklave „nur ein Nädchen in einem mächtigen Arbeitsmechanismus“ ist, wird die Ausnutzung und Belastung seiner Kräfte eine ganz andere als bei niedrigstehenden Völkern. Es ist eine traurige, nicht zu leugnende Thatsache, daß die Fortschritte menschlicher Kultur mit dem Fortschreiten der Sklaverei Hand in Hand gingen. Das klingt widerinnig, aber es ist unzweifelhaft wahr. Solange der Mensch auf der niedrigen Stufe des Jägers verharrt oder als Nomade die Triften wüste liegen läßt, braucht er keine Sklaven. Darum tödtet das Hirtenvolk der Massai in Ostafrika stets alle Gefangenen. Sobald aber die höhere Stufe des Ackerbaus erreicht ist, werden Arbeiter gebraucht, und da den Menschen in den ersten Stadien ihrer Entwicklung die Arbeit immer als eine Last erschien, so war es natürlich, daß überall der Versuch gemacht wurde, die widerwillig getragene Bürde auf die Schultern anderer abzuwälzen. Bei den beständigen Kriegen bot sich in den Gefangenen immer ein Ersatz, der Sieger konnte feiern, während die Hörigen sich plagten.

Es ist richtig, daß bei den höchstgebildeten Völkern die Einrichtung der Sklaverei längst nicht mehr besteht. Dennoch hat die Milderung dieses der Menschheit zur Unehre gereichenden Verhältnisses keineswegs einen gleichmäßigen Schritt eingehalten mit dem Gang der Geschichte. Die Odyssee zeigt uns den schlauen Herrscher von Ithaka als geliebt von seiner Dienerschaft, solchen Leuten wie der „göttliche Sauhirt“ und die alte Amme; die Römer der Kaiserzeit aber erachteten es kaum für verwerflich, die Fische ihrer Teiche mit Sklaven zu mästen. Das Christenthum brachte eine Wandelung. Es forderte für alle die gleichen Menschenrechte, nur die Nachkommen Hams, d. h. im wesentlichen die afrikanischen Völkerstämme, auf denen der Fluch Noahs lastete, wurden ausgenommen. Sie hatte der Patriarch zu Knechten aller Knechte der Brüder Sem und Japheth verdammt. Mehr als dreiundeinhalb Jahrhunderte sind verflossen, seit der Priester Las Casas aus den menschenfreundlichsten Beweggründen die Einführung

von Negerklaven zum Ersatz für die schnell hinfertenden Arbeiter Amerikas empfahl, und erst am 13. Mai 1888 wurde der letzte Sklave in Brasilien frei. Damit war der bis dahin am Körper des amerikanischen Festlands nagende Krebseschaden in seiner einzigen noch bestehenden Spur entfernt. Aber dieser Prozeß hat einen blutigen Krieg entzündet und einen Thron gestürzt!

Man darf nicht meinen, daß die Sklaverei nach Afrika erst von außen hereingebracht worden sei. Sklaverei und auch Sklavenhandel sind eine mit den Anschauungen der afrikanischen Völker eng verwachsene Einrichtung. So tief eingewurzelt ist dieselbe, daß in Französisch-Senegambien, wo die Sklaverei bereits seit 40 Jahren aufgehoben ist, Neger sich immer noch für Sklaven halten. In Westafrika finden wir eine Theilung in Feld- und Hausklaven; letztere sind die Freunde und Vertrauten ihrer Herren, erstere Last- und Arbeitsthiere. Es ist hier bemerkenswerth, daß die Behandlung der Sklaven bei den höher stehenden Völkern am schlechtesten, bei den niedrigeren am besten ist. Man überläßt ihnen gewöhnlich alle Arbeit, nur nicht den Handel, ohne sie aber zu überbürden oder hart zu behandeln. Aber sie sind und bleiben nur eine Sache und es ist durchaus selbstverständlich, daß, wenn die Nothwendigkeit es erheischt, ein Menschenopfer zu bringen, unbedenklich einer der Sklaven hingeschlachtet wird. Doch finden die Sklaven in Westafrika auch einen gewissen Schutz durch die Priester. Mißhandelte Sklaven können ihre Freiheit erlangen, indem sie den großen Fetisch anrufen, sie hinfort als freie Sklaven anzunehmen. Vesprenge dann der Priester oder Hohenpriester den Schutzsuchenden mit Weihwasser, so ist er fortan Sklave des Fetisches, kann aber auch unter Umständen frei gehen, wohin er will.

Wir wissen durch Wolf und Wislmann, daß, wiewohl die Sklaverei in Westafrika von Rechts wegen abgeschafft ist, dieselbe thatsächlich noch immer besteht und daß der als Arbeiter gekaufte Sklave bei seinem Herrn in der Regel ausharrt.

Sklaven zu dem billigen Preis von 50 bis 60 Mark fürs Stück zu erhalten, ist nicht schwer, denn die Negerstämme im Innern Afrikas halten überall Sklaven, die einige derselben sehr gut, andere aber sehr schlecht behandeln. Bei manchen Stämmen würde den Besitzer eine schlechte Behandlung seiner Sklaven bei seinen Stammesgenossen unfehlbar stark heruntersetzen. Dennoch schwebt wie ein Damoclesschwert stets die Gefahr über dem Sklaven, verkauft zu werden, eine Gefahr, welche Frauen und Kinder mit ihm theilen; nur die erwachsenen Söhne sind ausgenommen. Bei einigen Stämmen am Kongostrom werden ältere Männer gekauft, um bei dem Tode angesehener Eingeborener als Schlachtopfer zu dienen, und je vornehmer und reicher die Familie ist, welcher der Verstorbene angehört hat, desto größer die Zahl dieser Opfer. Der Menschenhandel steht in diesem Theil Afrikas noch in voller Blüthe, ohne daß derselbe durch die Bedürfnisse außerafrikanischer Länder erregt wäre.

Aber diese Seite der Sklaverei ist nicht die schlimmste. Nicht die einheimische Sklaverei ist es, welche so unaussprechliche Grenel über Afrika gebracht hat, vielmehr war es Europa, insonderheit England, welches dem in kleinem Maßstabe längst bestehenden Handel einen mächtigen Schwung gab. England war es aber auch wieder, welches die ersten Schritte zur Abschaffung dieses Schandflecks christlicher Gesittung gethan, ungeheure Summen hergegeben, um den bisher Geknechteten ihre Freiheit zu erkaufen, und bis heut eine Flottille unterhalten hat, um das schändliche Gewerbe auszurotten. Vorher aber hatte es freilich an diesem Handel nach einer glaubwürdigen Berechnung an 400 Millionen Menschen ärmer geworden war. Und dabei erreichte nur ein kleiner Prozentsatz dieser ungeheuren Menschenmenge sein Ziel, die Pflanzungen der Neuen Welt. Der bei weitem größte Theil ging zu Grunde auf den Märkten zur Küste, auf der Fahrt, deren Entsetzlichkeit man nur mit Grauen lesen kann, endlich im Hafen nach der Ankunft in Folge der ausgestandenen Leiden.

Dem Handel an der Westseite Afrikas wurde ein Ende gemacht. Dafür sorgte das englische „Sarggeschwader“, so benannt nach der entsetzlichen Sterblichkeit der Schiffsmannschaften an der fieberhauchenden Küste. Die aus den geklaperten Schiffen befreiten Regier brachte man auf das menschenleere St. Helena oder siedelte sie auf den englischen Besitzungen an der Küste Nordwestafrikas an. Aber den Sklavenhandel nach dem afrikanischen Norden und Osten aus der Welt zu schaffen, das hat sich trotz aller Bemühungen Europas bisher als unerreicht erwiesen.

Der ganze Norden Afrikas ist dem Islam verfallen, nicht nur die einstmaligen christlichen Landschaften am Mittelmeer, auch

aller amtlichen Versicherungen immer noch betriebene Geschäft nicht mehr recht gedeihen. Es bleiben noch Tripolis und Marokko, wo der Sklavenhandel sicher so lange fortbestehen wird, als die Eifersucht der Mittelmeerstaaten Europas diesen beiden Ländern die Selbständigkeit wahrh. Auch mit den Ansichten, Sitten und Gebräuchen der mohammedanischen Bewohner des Sudans ist das Bestehen der Sklaverei eng verknüpft. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die Behandlung des Sklaven in mohammedanischen Ländern fast immer eine sehr menschliche ist, die Art der Beschaffung der Sklaven aber, wie sie unter dem Einfluß, gegenwärtig zumeist auch unter der Leitung von Mohammedanern



Die Gebiete des afrikanischen Sklavenhandels.

Nach Dr. E. Jung.

das Tafelgebiet in dem weiten Wüstenstrich der Sahara und die südlich sich daran schließenden gutbevölkerten Regierstaaten des Sudans, vom Atlantischen Ocean bis zum Rothen Meer, in dessen Nähe das christliche Abessinien auf hohem Felsplateau wie ein von der Sturmfluth umbrannter Fels sich behauptet.

Islam und Sklaverei sind untrennbar, denn wenn auch Mohammed die Sklaverei verbot, so hat dies Verbot doch nie bezüglich der Ungläubigen gegolten. Die Seeräuberstaaten an der nordafrikanischen Mittelmeerküste waren lange Jahre der Schrecken der Christenheit und Tausende der Hinweggeschleppten schmachteten in afrikanischer Gefangenschaft, zu den schwersten und niedrigsten Diensten verdammt, während die christlichen Staaten Gleiches mit Gleichem vergaltten und von italienischen und spanischen Herren gern mohammedanische Gefangene an die Ruderbänke ihrer Galeeren gesetzt wurden.

Die Eroberung Algeriens durch Frankreich und die spätere Besitzergreifung von Tunis haben in diesen beiden Ländern den Sklavenhandel endgültig beseitigt, und seitdem Ägypten unter englischer Verwaltung steht, kann auch dort das bis dahin trotz

betrieben wird, ist, wie schon angedeutet, das gerade Gegenteil von allem, was menschlich genannt werden kann. Und im Sudan ist Europa ohne alle Macht. Wohl war unter europäischem Einfluß Ägypten, so lange ihm die ungeheuren Gebiete zu beiden Ufern des Nils bis an die Quellen dieses Stromes hinan gehörten, durch Gordon, Gessi, Munzinger, Emin und so manchen andern bemüht, dem schmählichen Handel ein Ende zu machen. Hier bildete der Sklavenhandel schon seit alten Zeiten ein Monopol der arabischen Elfenbeinhändler, welche ihre kostbare Ware durch gekaufte Sklaven bis zur Küste bringen ließen und dann Träger und Lasten zugleich verkauften. Ehe Dar Fur von ägyptischen Paschas erobert wurde, erteilte der dortige Sultan den Händlern förmliche Erlaubnißscheine zum Betrieb der Sklavereijagd in den südlichen Grenzländern seines Gebiets.

Seitdem die ägyptische Herrschaft durch die Mahdisten gestürzt wurde, steht Sklavereijagd und Sklavenhandel wie zuvor in vollster Blüthe, und es ist sicher, daß gerade die Sklavereihändler es gewesen sind, welche dieser theils religiösen, theils nationalen mahdistischen Bewegung einen starken Antrieb gaben. Würde doch

auch durch das Aufhören der Zufuhr von Sklaven die materielle Wohlfahrt der Länder des Sudans in entschiedener Weise bedroht, und sah sich doch Gordon selber veranlaßt, sein letztes Auftreten in Khartum, das ein so unglückliches Ende nahm, mit dem Widerruf aller früher gegen den Sklavenhandel erlassenen Verbote zu beginnen! Freilich ohne die hereinbrechende Katastrophe aufhalten zu können!

Heute ist das ganze große Gebiet im Süden des Sudans vom Westen bis zum Osten Afrikas ein großes Sklavenjagdgebiet, ebenso die großen, ehemals so dicht bevölkerten, jetzt auf große Strecken fast menschenleeren Landschaften an beiden Ufern des oberen Kongos bis zu den großen Seen Tanganjika und Njassa. Araber sind es, welche bis hierher vorgebrungen sind, ihre Stationen inmitten einer fleißigen und friedliebenden Bevölkerung errichtet haben und mit Hilfe von Pulver und Blei ihre Verwüstungen in das ehemals gesegnete Land tragen konnten.

Nachtigal war Zeuge solcher Sklavenjagden und schildert uns haarfräubende Szenen, die sich bei der Einnahme und Niederbrennung von Negerdörfern, bei dem Kampf mit den hoch in den Wipfeln der Bäume wohnenden Eingeborenen abspielten. Noch entsetzlicher fast sind die Schilderungen, welche der verdiente Livingstone von den Greneln entwirft, die zum Theil unter seinen Augen in dem südlichen Seegebiet verübt wurden. Stanley fand auf seinen Reisen am Kongo in einem einzigen Lager von Sklavenjägern 2300 gefangene Weiber und Kinder, deren Väter und erwachsene Brüder tot in den niedergebrannten Dörfern zurückgelassen waren. Und dies war die Beute aus einem Bezirk, so groß nur wie Bayern und Württemberg zusammengenommen! In einem andern Lager war eine noch größere Zahl untergebracht und diese 5000 zum Theil völlig nutzlosen Geschöpfe, von denen vielleicht dreiviertel, jedenfalls die Hälfte auf dem Marsch zur Küste zu Grunde gehen mußten, hatten nicht weniger als 33 000 Opfer gekostet, ein weites, ehemals mit glücklichen Dörfern besätes Gefilde war nun der Verödung preisgegeben.

Als Wislmann im Jahre 1881 durch das Land der Basongo reiste, begegneten seinen Augen überall schöne Dörfer, deren Bewohner das Land ringsum mit umsichtigem Fleiß bestellten und mit kundiger Hand Zeuge, Töpferwaren, Eisengeräthe und Schnitzwerk aus Holz zu fertigen verstanden. Als er aber fünf Jahre später desselben Weges zog, waren die ausgedehnten Dörfer zerstört und verlassen und das ehemals so reiche Land so arm geworden, daß er 80 seiner Leute durch Hunger und Krankheiten infolge von Entbehrungen verlor.

An dem großen Njassasee hat die englische Mission in Verbindung mit der großen englischen Afrikanischen Sees-Gesellschaft den Versuch gemacht, die Bevölkerung für die Gesittung und das Christenthum zu gewinnen. Aber wie anderwärts vernichteten die auch hierher dringenden Araber mit der Bevölkerung alle bislang geleistete Arbeit. Ein kriegerischer Raubzug zerstörte die Dörfer, schlachtete die Widerstand Leistenden ab und führte den Rest als Gefangene fort, um das von jenen Arabern eingehandelte Elfenbein zur Küste zu tragen. Ein Augenzeuge schilderte uns den Zug der 3000 Köpfe zählenden Karawane des mächtigen Händlers Kabunda:

„Zuerst kamen die Waffenträger, tanzend, gestikulierend und ihre Flinten in die Luft werfend und wiederfangend, wie nur Araber es thun können, zum Klang von Trommeln, Pfeifen und anderen weniger musikalischen Instrumenten. Dann folgte langsam und gemessen der große Mann selber in weißem goldgestickten Gewand, seidnem Turban, Schwert und Dolch reich mit Silber verziert, begleitet von seinem Bruder und anderen Hauptlingen, während sein prächtig aufgeschürter Esel nebenher ging. Nun kamen die Frauen und Dienerinnen, lachend und scherzend, mit dem Hausgeräth und manchem Gut ihrer Herren, und auf diese folgte die eigentliche Karawane selber, bewacht von wildblickenden Männern mit Flinten, Speeren und Äxten. Von den unglücklichen Gefangenen waren die starken Männer, von denen man sich vielleicht nichts Gutes verah oder um sie am Weglaufen zu verhindern, in die schreckliche Sklavengabel\* gespannt, ihre Hände auch wohl

an dieselbe gebunden, alle aber mit schweren Halsringen und Ketten beladen und zu Zehn oder Zwölf aneinander gefesselt. Oft mußte eine schwerbeladene Mutter noch das ganz junge oder ermüdete Kind tragen, nicht selten wohl brach sie unter der doppelten Last zusammen und Speer und Äxt sorgten dafür, daß das nothgedrungen zurückgelassene Eigenthum keinem andern in die Hände fiel. Das schauerliche nächtliche Geheul der Hyänen, welche der Spur des Zugs folgten, verkündete nur zu deutlich das Folgende.“

Nicht immer aber endet Kugel, Speer oder Schwert die Leiden des zusammenbrechenden Sklaven; das ist noch ein mildes Verfahren! Nur zu oft siegt die barbarische Lust an menschlicher Dual über die Habgier, und der Unglückliche wird mittels der Sklavengabel in aufrechter Stellung an einem Baum festgemacht und so einem Todeskampfe überlassen, schmerzlicher, weil länger als Kreuzigung oder Pfählen.

Stanley hat auf seinem Zuge zur Befreiung Emin Paschas den alten Sklavenhändler Tippu-Tip gegen ein Jahresgehalt dafür gewonnen, das Amt eines Gouverneurs am oberen Kongo zu übernehmen. Wislmann erzählt uns, wie er das Lager Sayols, eines der Offiziere dieses Arabers, besuchte. Bei seinem Eintritt sah er fünfzig rechte Hände an Balken genagelt und Flintenschüsfe bezugten, daß Sayol sich damit vergnügte, an seinen Gefangenen als Zielscheibe Schießübungen zu machen, ehe dieselben geschlachtet und zertheilt wurden, um Tippu-Tips Hilfstruppen vom Somami als Festmahl zu dienen. Das war, ehe der Araber jene Gouverneursstelle annahm, daß es aber seit jener Zeit nicht viel besser geworden ist, bezeugen uns die Offiziere des Kongostaats selber.

Doch genug und übergenug der Greuel! Das Schlimmste, das Unausprechbare ist dabei noch nicht gesagt. Kann und darf das so bleiben? Können christliche Nationen, welche jetzt Anspruch auf große Theile Afrikas erheben, es dulden, daß Schenkslichkeiten, wie die Welt sie nie schlimmer kannte, gewissermaßen unter ihrem Schutze weiter verübt werden? Sicherlich nein und abermals nein! Aber wie soll man sie verhindern? Wie soll dem vorgebeugt werden, daß Afrika jährlich an zwei Millionen seiner Kinder verliert, und zwar auf die unmenschlichste, grauenhafteste Weise verliert?

Findet sich kein Käufer, so wird auch keine Ware angebracht werden. Den Sklavenhandel im Innern freilich können wir nicht beseitigen, noch auch die Sklaverei ersticken, welche in den Anschauungen der Afrikaner so fest begründet ist. Ihre Entfernung ist eine Frage der Zeit, sie wird mit dem Eindringen unserer Kultur, mit der Verbreitung des Christenthums verschwinden, wenn auch erst nach langer Zeit, und inzwischen sind die Schreden, die ihr anhaften, die geringeren.

Dem Sklavenhandel aber, welcher den Weg zur Küste nimmt, um von dort aus seine unglücklichen Opfer übers Meer nach dem mohammedanischen Asien und dem Norden Afrikas fortzuführen, können und müssen wir unbedingt ein Ende machen. Die Meeresränder an der Ostseite sind jetzt in den Händen Portugals, Deutschlands, Frankreichs, Englands und Italiens. Verbinden sich diese fünf Mächte zu einmüthigem, gemeinsamem und zweckentsprechendem Handeln, so wird die Ausfuhr von Sklaven sehr bald unmöglich. Noch hat der Sultan von Sansibar das Recht, Regier von der afrikanischen Küste in seine Besitzungen auf den Inseln und an der Küste zu schaffen, und diese Vergünstigung öffnet dem Sklavenhandel Thür und Thor. Sie muß ihm genommen werden. Dann wird es ausführbar sein, mit solchen Maßregeln, wie Portugal sie der in Brüssel versammelten Konferenz vorgeschlagen hat, durch eine sorgsame Ueberwachung der Küste nach jetzt ja möglicher Kontrolle der ostafrikanischen Hafensplätze dem Sklavenhandel in ähnlicher Weise ein Ende zu machen, wie das an der Westküste geschehen ist. Ohne Zweifel wird das viel Geld, viele Arbeit und auch manches uns werthe Menschenleben kosten. Aber Deutschland und ebenso alle anderen genannten europäischen Mächte haben mit der Besitzergreifung afrikanischen Bodens und der Erklärung der Schutzherrschaft über die daselbst wohnenden Völker auch Pflichten übernommen. Oder wäre das eine Schutzherrschaft, welche fremden Eindringlingen erlaubt, die ihrer Hut Empfohlenen in grausamster Weise zu mißhandeln, der Freiheit zu berauben, hinzumorden?

\* Die „Gartenlaube“ hat im Jahrgang 1889, Seite 753 ein Bild gebracht, nach welchem man sich diese Art der Fesselung veranschaulichen kann.

## Quitt.

Roman von Theodor Fontane.

(Schluß.)

24.

Lehnert war, als er nach L'Hermite's Worten in sein Zimmer zurückkehrte, wie vom Blitz getroffen, doppelt, weil er sich wenn auch mit Widerstreben gestand, aus dem Munde L'Hermite's nur das gehört zu haben, was ihm eine innere Stimme selber schon

Morgenjonne hereindrangen, lösten sich die Vorstellungen, die sich während der Nacht, als wären es Gespenster, seiner Seele bemächtigt hatten, auf wie die Nebel, die drüben am Gebirge hinzogen. Eine Schuld lag auf ihm; aber hieß es nicht in dem Gebet, das Christus

Rachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.



Der Besuch.

Nach einem Gemälde von J. Kleinmichel.

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

zugerufen hatte. Was unheimlich seinen Freund umschlich, umschlich auch ihn, immer wieder war es da. Warum war er so miterstütert gewesen, als der mit dem Kreuz auf der Brust in jener Nacht bei L'Hermite ins Fenster gesehen hatte, und warum lag da wer am Weg, als er am Tage danach von Fort O'Brien aus zum ersten Mal ins Gebirge hinauftritt? Sinnestäuschung? Nein. Gewissen! Es half nicht Reue, nicht Beichte; was geschehen war, war geschehen, und im selben Augenblicke, wo nur noch ein Schritt, ein einziger, ihn von seinem Glücke zu trennen schien, sah er, daß dieser Schritt ein Abgrund war.

Er konnte keine Ruhe finden und zermarterte sein Gehirn mit dem, was kommen müsse. So verging ihm die Nacht und erst gegen Morgen schlief er ein.

Nicht lange schlief er. Aber so kurz der Schlaf gewesen war, so war es doch, als wären ihm Kraft und Muth zu gutem Theile zurückgekehrt, und als er das Fenster aufstieß und Frühlingsluft und

selbst uns gelehrt, „und vergieb uns unsere Schuld“? Und wenn Christus so gelehrt und geboten hatte, so mußte doch auch eine Möglichkeit der Erhörnung sein und bei rechter Demuth und Bekenntnis auch wohl eine Gewißheit. So sann er weiter, und als er sich's zurecht gelegt und bei der Morgenandacht das Auge des Alten so fest und freundlich wie nur je zuvor auf sich ruhen gefühlt hatte, war alles, womit L'Hermite ihn — und was schwerer war, er sich selber — geängstigt hatte, besiegt und verschwunden.

L'Hermite, der wohl sah, was in der Seele seines Freundes vorging, vermied es, auf seine düstere Prophezeiung zurückzukommen, ja er schlug umgekehrt, als sie wieder einmal bei einander saßen, einen halb heiteren Ton an, der darauf aus war, die Wirkung seiner Worte wieder abzuschwächen. Und so gut Lehnert einsah, daß das alles nur geschah, um ihn zu beruhigen, so trug es trotzdem nicht wenig dazu bei, seine Hoffnungen neu zu beleben.

Auch Obadja's wachsende freundliche Gesinnung gab ihm viel von seiner alten Freundschaft und Frische zurück; was aber dieses Gefühl der Frische vielleicht am meisten belebte, das war, daß sich Tobys in letzter Zeit eine wahre Jagdleidenschaft bemächtigt hatte, zu deren Befriedigung, wie sich denken läßt, niemand geeigneter erschien als Lehnert, der die Tugenden eines guten Schützen mit denen eines erfahrenen Bergsteigers in sich vereinigte. Dies letztere war die Hauptsache. Denn von einem bequemen Abfuchen wie früher an den niedrig gelegenen Sümpfen und Teichen hin war schon lange keine Rede mehr, vielmehr ging es bei jeder sich bietenden Gelegenheit hoch ins Gebirge hinein, und Weihen und Buffarde wegschießen, oder auch wohl einen Bartgeier beschleichen, das war jetzt das Jagdvergnügen, nach dem Toby dürstete.

Der Alte mißbilligte das und würde dagegen eingeschritten sein, wenn er nicht Tobys Charakter gekannt hätte, der alles mit Feuerifer angriff, aber nur um es nach kurzer Zeit wieder fallen zu lassen. Hierin fand er seine Beruhigung und ließ es geschehen, wenn Lehnert Toby auf seinen Ausflügen begleitete.

So war Ende Mai gekommen und Toby verlangte danach, einen Steinadler zu schießen, der — er wußte genau die Stelle, wo — hoch im Gebirge nistete. Dann aber wollt' er zu dem Neste hinaufklettern und die zwei Jungen ausnehmen und großziehen, um sie dem Zoologischen Garten in Galveston zum Geschenk zu machen. Bei seiner letzten Anwesenheit daselbst war er nämlich eitel und unvorsichtig genug gewesen, dem Vorstände des Gartens ein solches Versprechen zu machen, und hielt nun die Durchführung für Ehrensache, worin er sich sogar von seinen Nuths bestärkt sah.

Es war am letzten Tag des Monats, daß sich Toby zu diesem Range rüstete. Lehnert, der ins Feld mußte, konnte nicht mit, weshalb — wie schon bei früheren Gelegenheiten — ein junger Arapahobindianer für ihn eintrat, der ein besonderer Liebling von Nuth und Toby war. Er hieß Short-arm, d. h. „Kurzarmer“, weil er, infolge eines Armbruchs, einen etwas zu kurzen Arm hatte.

Beide, Toby und Short-arm, waren sehr früh, schon bald nach Mitternacht, aufgebrochen und hofften, mit Sonnenaufgang oben und spätestens um Mittag in Nogat-Ehre zurück zu sein. Aber die vierte Stunde war schon heran, ohne daß sich Toby gemeldet hätte. L'Hermite, von Nuth und Maruschka, die sich zu ängstigen begannen, ins Vertrauen gezogen, ging in Lehnerts Zimmer hinüber, um von dort aus nach dem Gebirge hin Ausschau zu halten, aber, so klar der Tag war, auf der ganzen zwischenliegenden Strecke war zunächst für ihn niemand sichtbar, bis er nach einer Weile Lehnerts gewahr wurde. Er kam von einem zu Nogat-Ehre gehörenden Vorwerk zurückgeritten, auf dem derzeit die Kanabse ihren Aufenthalt hatten. Die Sonne, die stark blendete, ließ den ruhig Herantrottenden anfänglich bei seinem Ausblick nicht viel erkennen, als er aber eine Weile danach den mit seinem Köppi winkenden L'Hermite deutlich bemerkte, wurd' er stutzig und setzte sich, während er seinem Pferde die Sporen gab, in einen sicheren Trab. Und nun war er heran und erfuhr von dem in der Sturzhalle seiner bereits harrenden Freunde, daß man Tobys halber in Sorge sei. Sie sprachen noch, als auch Obadja hinzutrat und seiner Unruhe, der er bis dahin nicht hatte nachgeben wollen, den allerlebhaftesten Ausdruck gab. Die Wanduhr schlug halb. Halb fünf. Auch Nuth und Maruschka waren die Treppe herabgekommen und die gute Alte weinte heftig. Sonst schwieg alles und doch war es eine Scene voll immer wachsender Aufregung. Lehnert fuhr überlegend mit der Hand über die Stirn, L'Hermite pfliff und Obadja richtete sein Auge nach oben. Zwischen ihnen hin und her aber lief Uncas und winselte, und wenn er vor Lehnert stand, setzte er sich und sah ihn an und schien zu fragen: „Wo ist Toby?“ Das kluge Thier wußte: der allein kann helfen; Ihr anderen seid nichts.

In diesem Augenblicke that Nuth einen Schrei; Short-arm war die Rampe heraufgekommen, athemlos, und auf Obadja zustürzend, warf er sich vor dem Alten auf die Kniee und sagte: „Master Toby...“

„Ist todt?“

„Nein! Er hat sich verirrt. Wir verloren uns. Ich konnte ihn nicht mehr finden.“

Und nun erzählte er mit zitternder Stimme, daß Toby, dicht neben dem „Look-out“, dem höchsten der Berggipfel, auf einige dort auf dem Grat zusammengewürfelte Steintrümmer hinaufgestiegen, aber nach einer halben Stunde und länger noch immer nicht zurückgekommen sei. Auch kein Hilferuf. Nichts. Da sei er selber hinauf-

geklettert. Aber kein Toby da. Todt könn' er nicht sein. Denn es sei nicht hoch gewesen und keine Gefahr. Aber er sei weg. Er müsse sich in den Felsen oder weiter unten im Walde verirrt haben.

Obadja rang nach Fassung. Seine Tage waren gezählt. Wenn das der Ausgang war, daß ihm Gott den Jungen nahm, den Erben, für den er gelebt hatte... Und sonst so ruhig und überlegen, war er jetzt wie rathlos und schritt auf und ab. „Ich will beten,“ sprach er vor sich hin. „Aber Gebete... Gott will nicht bloß Gebete... Wir sollen auch thun, mitthun. So will es Gott. Dann hilft er... Lehnert... Alles, alles.“

Und dabei nahm er Lehnerts Hand.

Und über Lehnerts Züge flog es wie ein Glanz von Glück und er sählte deutlich, der Tag, der über ihn entscheiden müsse, sei nun gekommen. Er ging auf Short-arm zu, riß ihm Gewehr und Jagdtasche von der Schulter und sagte: „Komm, Uncas!“

Und vor Freude heulend, sprang das schöne Thier in die Höh' und folgte dem voranschreitenden Lehnert.

25.

Lehnert ging in starkem Schritt auf das Vorwerk zu, bog aber, eh' er heran war, nach rechts hin in einen Querpfad ein, der ins Gebirge hinauf stieg. Oben wollt' er dann den Kamm entlang gehen und von den höchsten Punkten aus Umschau halten. Er war von einem festen Vertrauen erfüllt, daß er Toby finden würde, wenn nicht unterwegs, so doch in Nähe der weit vorspringenden Felspartie, die wegen der mit Vorliebe darauf nistenden Adler schon von alter Zeit her den Namen „Eagle's Point“, „Adler Spitze“, führte. Jeder Punkt an dieser Stelle war ihm, nach den vielen gemeinschaftlichen Jagdausflügen der letzten Monate, ziemlich genau bekannt; was aber sein Vertrauen noch stärkte, war der Umstand, daß etwa tausend Schritt von Eagle's Point entfernt ein noch höherer Fels auftraf, der der „Look-out“, der nicht bloß wundervolle Fernblicke, sondern einen genauen und leichten Einblick in die nächstgelegenen Felspartien, am besten aber in die von Eagle's Point gewährte. Vom Look-out aus muß' er Toby sehen oder ihn anrufen können, denn dieselbe klare Luft, die das Sehen erleichterte, trug auch den Schall fort.

Es war um die siebente Stunde, daß er an der Stelle hielt, wo der Look-out-Fels in einer mächtigen Schrägung, dann aber einen Knick, eine Stufe machend, in beinahe senkrechter Steile aufstieg. Am Fuße der gesamten Felsmasse, Sockel wie Spitze, sprang ein Quell und fiel in einen ausgehöhlten Stein. Und hier bückte sich Lehnert, um zu trinken, und stieg dann den unteren Abfah bis zu dem Einknick hinauf. Er war müde geworden und hätte hier gern eine kleine Weile gerastet, um neue Kraft zu sammeln; aber die Sonne stand schon tief, und so war denn keine Zeit mehr zu verlieren, wenn er noch mit Hilfe des Tageslichts einen leidlich guten Einblick in die Spalten und Klüfte haben wollte. So wies er denn nur die Jagdtasche bei Seite, die ihm beim Klettern bloß hinderlich gewesen wäre, und stieg höher hinauf. Uncas wollte mit. Es war aber zu steil und zu glatt für ihn und, unglücklich, Lehnert nicht folgen zu können, blieb er auf dem breiten Rande, den der Einknick bildete, zurück und legte sich neben die Jagdtasche. Daß er etwas zu hüten hatte, schien ihm ein Trost.

Der Aufstieg ging besser, als Lehnert erwartet hatte. Die Steile zeigte sich freilich beträchtlich, aber überall waren Spalten und Ritze, die dem Fuß einen Halt gaben, und an mehr als einer Stelle stand Zwergholz und hier und da selbst ein Busch, daran der Kletternde sich halten und mit nicht allzuviel Schwierigkeit hinaufziehen konnte. Die ganze Höhe betrug keine hundert Fuß, und ehe fünf Minuten um waren, war Lehnert oben und genoß eines wundervollen Umblids. Zur Linken unmittelbar über dem Kamm, stand der Sonnenball und goß seine Gluth deart über die ganze lange Berglinie hin aus, daß beide Seiten des Kamms in einem hellen Lichte lagen. Weiter abwärts freilich herrschte schon Dämmerung, was übrigens nicht hinderte, daß Lehnert die weite Thalmulde, bis zu den Shawnee-Hills hin, überblicken konnte. Das da drüben mußte Fort Holmes sein und die vereinzelt aufblinkenden Lichter im Thal bezeichneten die Linie, wo die Bahn lief. Und zuletzt weifte sein Blick auf Nogat-Ehre. Da lag es. Das erste Haus, das war Obadja's, da wohnte Nuth und er grüßte hinüber. Ja, einen Augenblick vergaß er fast, um was er hier war, und erst als er sich's wieder vor die Seele

gestellt hatte, rief er Tobys Namen. Aber nur das Echo antwortete. So vergingen Minuten. Alles blieb still. Das über den Klamm hin ausgebreitete Licht erlosch und Lehnert fühlte, daß es keinen Sinn mehr habe, auf seiner Felsenhöhe zu verweilen. Und so wolt' er denn rasch wieder hinab, um wenigstens vor Beginn völliger Dunkelheit noch bis Eagle's Point zu kommen, wo, wenn das Rufen vergeblich blieb, Uncas ihm Beistand leisten und in dem Gestrüpp umhersuchen konnte. fand er ihn nicht — und seine frühere Zuversicht hatte ihn zu nicht kleinem Theil verlassen — so wolt' er nach dem Vorwerk zurück und am andern Morgen von dort aus das Suchen erneuern.

Er hatte sich die Stelle gemerkt, wo er aufgestiegen war, und an eben dieser Stelle wolt' er auch — schon der ziemlich vielen Sträucher und Zwergbüsche halber — wieder zurück. Die waren ihm eine Hilfe, wenn er ins Gleiten und Glitschen kam. Zwei-, dreimal hatte er beim Ausrutschen zufassen und sich halten können; auch der Gewehrfolben kam ihm mehr als einmal zu paß, und bis zu der Stelle hin, wo Uncas die Jagdtasche bewachte, waren keine dreißig Fuß hoch. Auch die Steile war hier geringer, und so gab Lehnert denn die Vorsicht auf, die er bis dahin geübt hatte. Aber nicht zu seinem Heil. Denn mit einemmal kam er in ein halbes Stürzen, und weil zufällig kein Strauch mehr da war, dran er sich klammern konnte, schoß er wie von einer Rutschbahn mit aller Gewalt auf den Plateaurand nieder und mußte froh sein, unterwegs auf eine stumpfe Steinkante zu stoßen, die den Sturz einigermaßen aufhielt. In der That war die Erschütterung, als er auf dem Plateaurand ankam, nicht allzu groß, ebenso wenig empfand er einen Schmerz, und so stand er denn auf dem Punkt, zu dem Stein des Anstoßes, der den jähen Absturz gehemmt hatte, sich aufrichtig zu beglückwünschen, als er bei dem Versuche sich aufzurichten erkennen mußte, daß der Stein des Anstoßes wohl geholfen, aber doch noch mehr geschadet habe. Der Hüftknochen mußte ihm, als er mit der Hüfte gegen den Stein fuhr, aus dem Gelenk gesprungen sein. Er erhob sich mit äußerster Anstrengung, aber nur um im selben Augenblick wieder zusammenzubrechen. Jetzt kamen auch Schmerzen, begleitet von einer schweren Ohnmacht, und als er nach einiger Zeit — er wußte nicht, nach wie langer — wieder erwachte, standen schon die Sterne am Himmel.

Ueber sich die Sterne und unten die Lichter von Rogat-Ohre, sonst alles dunkel um ihn her. Dazu kam ein Frösteln. Er hing sich mühsam die neben ihm liegende Jagdtasche um und schob sich seitwärts bis an eine Stelle, wo ein Erlenuß stand, verkrüppelt, mit halb am Boden ausgestrecktem Gezwieg. Unter dies Gezwieg kroch er. Es gab Schutz gegen den Nachwind; Uncas legte sich neben ihn und als Mitternacht heran war, schlief Lehnert ein.

Er schlief mehrere Stunden und die Sonne stand schon über dem Horizont, als er aufwachte. Die Schmerzen hatten nachgelassen, aber das Bewußtsein seiner Lage packte ihn jetzt mit doppelter Gewalt. Gewiß, daß man im Laufe des Tages nach ihm suchen werde. Gewiß, gewiß! Und sie würden ihn auch finden. Aber wann? Bis dahin war es vielleicht um ihn geschehen. „Und wenn es so kommen soll, wenn kein Entrinnen, dann, Du Vater im Himmel, mach' es rasch, laß es rasch vorüber sein!“

Das war das Morgengebet, mit dem er seinen Tag einleitete.

Die Sonne zog herauf, immer höher, und als es Mittag war, meldete sich Hunger und bald auch ein brennender Durst. Er durchsuchte die Jagdtasche nach etwas, das ihn erfrischen mochte, aber er fand nichts als etwas Brot, das ihm widerstand. Und so warf er's dem Hunde hin. Der aber winselte nur und kroch wieder zu Lehnert heran und leckte ihm die Hand.

Lehnert freute sich dieses Liebeszeichens und streichelte das schöne Thier. Und mit eins schoß es ihm durch den Kopf: „Uncas, Du kannst mich retten, Du bist klug. Und nun höre gut zu! Sieh, wenn Du jetzt nach Hause trachst, zu Ruth, zu Miß Ruth, hörst Du, dann kannst Du sie hierher führen, und dann finden sie mich und dann retten sie mich. Und nun auf!“

Uncas hatte jedes Wort verstanden, aber er schüttelte nur den Behang und streckte sich still wieder nieder und sah Lehnert an. Und dieser las aus dem treuen Auge mit Schrecken heraus: ich bleibe.

„Geh, Uncas! Lauf! Fort!“

Und als alles nichts half, nahm er das Gewehr und stieß nach ihm. Und bald danach erhob sich Uncas auch wirklich und trabte langsam und ohne sich umzusehen den unteren und ver-

hältnismäßig wenig steilen Theil der Felspartie hinab. Lehnert sah ihn nach und ein Hoffnungsflimmer umleuchtete seine Stirn. Aber keine Viertelstunde, so war der Hund wieder da. Er war nur bis an den Quell gegangen und hatte getrunken, und kam wieder frisch, war er auch frisch wieder in seiner Pflicht und seinem Vorhaben. Und kurzum, da war er wieder.

„Es soll sein,“ sagte Lehnert, über den plötzlich eine volle Ergebung in sein Schicksal kam. „Es ist Gottes Wille . . . Komm, Uncas . . . Es ist mir eine schöne Lehre: Treue . . . thun, was recht ist . . . aushalten.“

Und er verfiel alsbald in ein fieberhaftes Träumen und wurde erst wieder wach, als ein Läuten aus dem Thale herauf drang. Es war die Glocke, die sonst zum Gottesdienst läutete. „Sie wollen mir ein Zeichen geben. Und ich will ihnen antworten, so gut ich kann.“

Und dabei nahm er das neben ihm liegende Gewehr und schoß, und der Rauch zog am Gebirge hin und das Echo trug den Schall immer weiter und weiter und vielleicht bis hinunter zu Thal. Er horchte nach, bis es verklang. Und nun schwieg es und im selben Augenblick war es ihm, als höre er von weit her einen Ruf: „Hilfe.“

Wessen Stimme war das?

Er richtete sich auf und horchte noch einmal hinüber und einen Augenblick überkam ihn der Gedanke, daß es Toby sein könnte.

„Rein, es war ein anderer, der rief . . . Gut . . . Ich bin fertig . . . Ich komme.“

Und nun fiel er mit dem Kopf auf das Lager zurück, das er sich gemacht hatte.

## 26.

Zwischen den Feldern hin huschte 'was. Was es war, war nicht deutlich erkennbar, das Korn stand zu hoch, und die Dämmernung war noch zu dicht. Aber jetzt kam ein gemähter Wiesengrund, der ganz zuletzt zwischen den Maissfeldern und dem Dorfe lag, und nun ließ sich erkennen, daß es Uncas war, der in Sprüngen auf Rogat-Ohre zujagte. Nur noch das Stück Parkland und die Brücke war zu durchlaufen. Und nun war er heran und gab einen lauten Blaff, zwei-, dreimal, und sprang dann an dem Erdgeschloß in die Höh und kratzte an den Läden, die das Fenster von Obadjas Zimmer schlossen.

Obadja stand auf und warf einen Pelzrock über, den zu tragen er sich in den langen Wintertagen von Dakota gewöhnt hatte. Dann ging er hinaus auf den Fluß, den Hund einzulassen. Aber Uncas sprang ihm schon entgegen, weil 'Hermite — der sich für alle Fälle halb angekleidet aufs Bett geworfen hatte — schneller als Obadja zur Hand gewesen war. Gleich danach kamen auch Ruth und Maruschka die Treppe herab, und mit ihnen Toby; Toby, der noch am selben Abend, wo Lehnert auf die Suche nach ihm ausgezogen, wohl und munter und völlig unverletzt heimgekommen war. Und ein wunderlicher Anblick war es, den die Halle jetzt bot. Front- und Hofthür standen offen und von beiden Seiten her fiel ein saßles Dämmerlicht herein, während das Licht in der herabhängenden Furlampe zu verschweelen begann. Uncas lief hin und her und sprang empor und beschäftigte sich vor allem mit Ruth, an deren Kleid er zerrte, wie um zu zeigen, daß sie folgen solle.

Jeder wußte, was geschehen, und war erschüttert. Am meisten Toby, der, wenn auch schuldlos, die Veranlassung von all dem war, was jetzt auf jedem lastete.

Obadja fastete sich zuerst und gab, als er sah, daß Uncas, wie um die einzuschlagende Richtung anzugeben, immer wieder auf die Steinbrücke zulief, kurze Weisungen für das, was zunächst zu thun sei.

Toby sollte mit Shortarm und einem andern Indianer, Yellow Cat, von dem bekannt war, daß er wie eine Rabe kletterte, zunächst nach dem Vorwerk ausbrechen und dort die weitere Führung an Kaulbars abtreten. Er, Obadja, so sehr er es wünsche, könne sich dem Zuge nicht anschließen, das würde nur Hindernisse schaffen. Und keine fünf Minuten mehr, so brach denn auch Toby mit den zwei Gefährten auf, während Uncas abwechselnd vorantrabte und dann wieder an Tobys Seite war. Man sah dem Hunde an, wie er seine Freunde bezigte, daß man ihn endlich verstanden.

Es war vier Uhr und die Sonne stieg eben herauf, als Toby auf dem Vorwerk eintraf. Das Ehepaar Kaulbars war schon auf und nahm eben seinen Morgenkaffee.

Vorherbestimmte Tagesarbeit unterbrechen, das konnte bei Kaulbars in erster Reihe nur Verstimmung wecken, weil er ganz und gar zu jenen ausgesprochenen Bauer- und Landwirthsnaturen gehörte, die, wenn ihnen Vater und Mutter während der Ernte sterben, zunächst nur unter dem Gefühl stehen: Vater und Mutter hätten sich auch eine bessere Zeit aussuchen können. Als indeß dieses erste selbstliche Gefühl in unserem Kaulbars erst überwunden war, war er nicht bloß gutwillig, sondern vor allem auch umsichtig in all seinen Anordnungen und wählte neben allerlei Rettungssachen, die man muthmaßlich brauchen würde, zugleich drei seiner besten Leute zur Verstärkung des nun von ihm zu führenden Juges aus. Auch eine Leiter sammt einer Schütte Stroh nahm er mit, weil er der bestimmten Ansicht war, daß der Verunglückte, verwundet oder nicht, noch am Leben sein müßte; dreißig Stunden könne man's aushalten, und Tobys Bemerkung, daß Uncas ihn sicher erst verlassen habe, als es mit ihm vorbei gewesen, wollt' er nicht gelten lassen. Der Hund sei klug, aber doch bloß eine unvernünftige Kreatur. „Und reden kann er nicht.“

Es war gegen sechs Uhr, als man oben war und eine kurze Rast nahm. Uncas jagte beständig hin und her, so lange die Rast dauerte, immer auf denselben Punkt zu, so daß Toby nun in aller Bestimmtheit wußte, wohin man die Schritte zu richten habe.

„Er ist auf den Look-out hinaufgestiegen, um nach mir auszu sehen. Und bei dem Aufstieg ist er verunglückt.“

Auf den Look-out also schritten sie zu, Kaulbars voran. Und nur noch wenige Minuten, so waren sie bis an den Fuß der Felspartie gekommen und tranken hier aus dem Quell — denn es war, trotz früher Stunde, schon heiß — und stiegen nun höher hinauf bis auf den Einfluß, von dem aus der eigentliche Regal anhub.

Und nun hatte man die Stufe glücklich erreicht und schritt um den mächtig breiten Rand, den sie bildete, herum. Das erste, was man sah, war der Brotrest, den Lehnert auf ein paar Schritt Entfernung dem Hunde zugeworfen, den dieser aber nicht berührt hatte.

„Hier müssen wir ihn finden,“ sagte Toby, und die Zweige des am Fuße des Regals festingewurzelten Gebüschs zurückschlagend, sah er den, dem die Suche galt. Unwillkürlich ließ er das Gezweig, das er in Händen hielt, wieder zurückfahren und seine Augen füllten sich mit Thränen. Kommt' es anders sein? Der da lag, war gestorben um ihn, um seinerwillen. Und er sprach ein kurzes Gebet, während die andern noch zurückstanden. Nun näherte sich auch Shortarm und brach die weitvorgehenden Zweige fort, und nun traten alle heran und schlossen einen Halbkreis und blickten auf den Todten. Er sah ernst aus, aber nicht von Schmerzen verzerrt oder entstellt, und hatte die Jagdtasche unter dem Kopf; — neben ihm lag das Gewehr, und ein kurzes Jagdmesser, das er noch in seiner letzten Stunde gebraucht haben mußte, war mit der Klinge in den Sand gestossen. Sein Rock war halb geöffnet und man sah ein zusammengefaltetes Zeitungsblatt, das er in die Rocköffnung wie in eine Brusttasche gesteckt hatte. Darunter ruhte seine linke Hand, auf deren Oberfläche

man geronnenes Blut sah, aber nur wenig, wie von einem kleinen Riß mit dem Messer. Und nun bückte sich Toby, um das Zeitungsblatt zu nehmen, auf das der Todte, wie's schien, in seiner letzten Stunde seine letzten Worte geschrieben hatte. Zwischen den Fingern der rechten Hand hielt er noch ein zugespitztes Holzstäbchen.

27.

Am zweiten Tage danach saß Obadja an seinem Arbeitstisch und schloß einen längeren Brief mit der geschmückelten Aufschrift: An den Kirchen- und Gemeindevorstand zu Wolfschau bei Krummhübel in Schlesien. (Prussia.)

Der Brief selbst aber lautete:

„Dem verehrlichen Kirchen- und Gemeindevorstande zu Wolfschau (Krummhübel) habe ich in Nachstehendem die Pflicht, das Hinscheiden ihres Ortsangehörigen Lehnert Menz bekannt zu geben. Er starb hier am 1. Juni d. J. und wurde den 4. in unserer Familiengruft zu seiner letzten Ruhe bestattet. Ueber sein Vorleben und seine Schuld war ich durch ihn selbst unterrichtet, aber ebenso war ich, von dem Tage seines Eintritts in unser Haus an, auch ein Zeuge seiner Reue. Seine Tüchtigkeit bei der Arbeit, seine kleinen gesellschaftlichen Gaben, seine Demuth und Bescheidenheit, wohl erst durch den Gang seines Lebens erworben, vor allem aber seine gute Sitte machten ihn zum Liebling unseres Hauses, und es war beschlossen, ihn, noch im Laufe dieses Sommers, meiner Familie näher zu verbinden: die Hand meiner Tochter Ruth, die er durch seinen Muth und seine Geistesgegenwart vom Tode gerettet hatte, war ihm bestimmt. Als er mir auch den auf einem Jagdausfluge begriffenen und in eine fährliche Lage gerathenen Sohn erhalten wollte, war es ihm nach Gottes unerforschlichem Rathschluß vorher bestimmt, diese neue Liebesthat mit seinem Leben zu bezahlen. Im eifrigen Suchen nach dem, den er in unserem Gebirge verirrt glaubte, glitt er einen steilen Bergkegel, den wir den Look-out nennen, herab und verlegte sich dabei derart — der Hüftknochen sprang aus dem Gelenk —, daß er unfähig war, sich von der Unglücksstelle fortzubewegen, geschweige denn seinen Rückweg nach unserem Dorfe hin zu finden. Und in Einsamkeit ist er dort oben gestorben, nicht ohne daß sich zu seinem körperlichen Schmerz auch noch der Schmerz des Gewissens gesellt hätte, wie seine letzten Worte mit aller Bestimmtheit bezeugen. Wir fanden ihn den zweiten Tag, hoch auf dem Kamm des Gebirges, todt, mit einem in die Brusttasche gesteckten Zettel, auf den er, nachdem er sich eigens die Hand mit seinem Messer geritzt, all das niedergeschrieben, was ihm in seiner letzten schweren Stunde das Herz bewegt hatte. Das Holzstäbchen, das ihm dabei gedient, hielt er noch in seiner Rechten. Die niedergeschriebenen Worte aber lauten: Vater unser, der Du bist im Himmel . . . Und vergieb uns unsere Schuld . . . Und Du, Sohn und Heiland, der Du für uns gestorben bist, tritt ein für mich und rette mich . . . Und vergieb uns unsere Schuld . . . Ich hoffe: quitt.“

## Ungedruckte Briefe Fritz Reuters.

IV.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Durch die ungeahnten litterarischen Erfolge, welche Fritz Reuter mit seinen Dialektdichtungen errang, besserten sich zusehends auch seine Vermögensverhältnisse, sodas er bald daran denken durfte, sich und seiner Luise ein eigenes stattliches Heim zu bauen und einen berühmten Architekten mit der Ausführung zu betrauen. Der nachfolgende Brief an den alten Freund enthält eine anschauliche Schilderung dieses Hausbaues, der dem Eigenthümer viel Freude machte, aber ihm nicht allein solche, sondern auch mancherlei Sorgen brachte.

„Eisenach, den 11. Sept. 1866.“

Mein lieber Fritz!

Du wirst nun wohl mit Deiner Ernte hoffentlich fertig sein und hoffentlich nicht so schrecklich viel Regen gehabt haben wie wir hier; und dann kannst Du nicht allein mit Muße diesen Brief lesen, sondern auch denselben bei Gelegenheit einmal beantworten. — Ueber E. S.<sup>1</sup> Glück und Deine Eigenschaft als Groß-

<sup>1</sup> Peters' älteste Tochter hatte sich im September 1865 verheirathet.

papa haben wir uns sehr gefreut; bin aber doch überzeugt, daß Dir meine verehrte Frau Gevatterin in ihrer Würde als Großmama vollständig Gegenstand leisten wird. Was das wohl für ein interessantes Entselchen ist! und was das wohl für ein Sautieren und Wirken mit Bindeln und kleinen notwendigen Tüchern ist! Dann kommen denn später die gestickten kleinen Gewänder und Bänder und die verzwickten kleinen gefädelten Mätschen und die Lutschtbeutel und die Klösterbüßen, und die Idylle ist fertig.

Wir träumen hier auch allerlei Idyllen, denn unser Hausbau hat insofern begonnen, als wir dabei sind, die Felsen, die im Wege liegen, zu sprengen, was viel Arbeit, aber auch Baumaterial schafft. Den Plan zu dem Hause habe ich mir von dem Professor Bohnstedt, einem Architekten aus Petersburg, machen lassen, sehr zur Zufriedenheit; der ausführende Baumeister ist der hiesige Ingenieur der Eisenbahn. Einen genauen Anschlag über den Bau habe ich noch nicht, weil der Plan wegen einiger Abänderungen an Bohnstedt zurück



WILH. SPECHT Lith.

Specht

Reisende Pfriestauben.  
Zeichnung von F. Specht.

gegangen ist.<sup>1</sup> Das Haus wird 40 Fuß tief und 9 Fuß länger, als das, welches wir jetzt bewohnen, wird 2 Stock (je von 12 Fuß) hoch und erhält noch ein sogenanntes Halbstock oben darauf. Im Parterre liegen die Wirtschaftsräume, Küche, Waschkammer, Mädchenzimmer, Keller, Holzgelass und Badestube, daselbe wird mit Eisenbahnschienen gewölbt und liegt bis auf die Keller ganz oberhalb der Erde. Im zweiten Stock sind die Wohnzimmer, mein<sup>2</sup> wird 4 Fuß tiefer<sup>3</sup> und 3 Fuß breiter<sup>4</sup> und erhält nebenan noch ein kleines Kabinett, das Wohnzimmer liegt in der Mitte und springt etwas ein, davor kommt eine sogenannte italienische Loggia als Balkon in der ganzen Breite des Zimmers, welches ebenfalls 3 Fuß breiter und 4 Fuß tiefer wird, als unser kleiner Salon. Ebenso das Zimmer meiner Frau, welches einen Erker nach der Wartburg zu erhält. Nach hinten an demselben stößt ein Speisezimmer, von dem man ohne Treppe auf eine Terrasse und in den Garten gelangt. Dann kommt noch nach hinten ein Zimmer zum Ablegen, ein kleines Kabinett für Geschirre und Bedeckte, ein Garderobe- und ein Schlafzimmer, welches geräumig wird und nach der Seite zu aus dem Hause auspringt, damit es gesund und der Morgenluft ausgesetzt wird. Oben, über mir und meiner Frau, kommen ein paar Logierzimmer, mehrere Kammern, und für den Fall, daß ich mir eine Kombination von Gärtner und Bedienten anschaffe, ein Zimmer für diesen. Unterhalb der oben angeführten Terrasse kommt ein kleines Gewächshaus. Den Garten werde ich meistens terrassiren lassen und werde an die Terrassen Spaliers anfügen; auch eine kühle Grotte soll in den Fels gesprengt werden. Ich werde Dir zu seiner Zeit den Plan einschicken. Die Fronte wird sehr hübsch im italienischen Geschmack und wird von vorne wie mit einem platten Dach aussehen, wird aber ein sogenanntes Kuppeldach nach hinten geneigt haben. Du siehst, es kann hübsch werden, und da ich — Gott sei Dank! — noch immer Glück mit meiner Schreiberei habe, so werde ich auch mit dem Kostenpunkt fertig werden, ohne genöthigt zu sein, von meinem angelegten Gelde etwas aufzunehmen. Diesen Herbst werden die Sprengarbeiten beschafft, im nächsten Herbst ist alles fertig und Ostern 1868 ziehen wir ein, wenn uns Gott Gesundheit und Leben giebt. In manchen Dingen, namentlich im Garten, wird dann wohl noch nachzuhelfen sein. Wir sind beide wohl auf; aber zum neuen Arbeiten komme ich gar nicht. Mir haekt soviel Störung an, daß ich gar nicht weiß, wie das noch werden soll. Nun! hoffen wir auf den Winter.

Mein neues Buch<sup>5</sup> ist mit 10 000 Exemplaren in die Welt gegangen.

Dein Fritz Reuter."

Mein lieber Fritz!

„Eisenach, den 10. Dec. 66.

Nachgerade müßte ich mich denn doch wohl für Dein prächtiges Geburtstagsgeschenk, die Karauschen, bedanken. Diese kleinen, lebenswürdigen Landstleute<sup>6</sup> kamen hier in frischem, ungetrübtem Zustande am 8. Nov. an und zwar gerade zur Mittagszeit; nun war aber an diesem Tage ein Auf an mich ergangen aus der Ferne von Gotha aus, daß ich selbigen Abends eine Vorlesung halten sollte daselbst im Schauspielhause zum Besten der Gustav Adolf-Stiftung und sie sollte mitanhaben. Nun war guter Rath theuer, was anfangen mit der lieben Gottes- und Freundesgabe? Aber Du kennst meine Energie und meinen kurzen Entschluß, wenn von Essen und Trinken die Rede ist; ich sagte also resolvirt bloß das Wort: „braden“. — „Aber,“ sagte meine sinnige, gemüthvolle

<sup>1</sup> Der ursprüngliche Kostenschlag wurde später sehr überschritten, so daß Reuter wiederholt deshalb sich beklagte. Er äußert sich darüber zu seinem Freunde Peters u. a. in einem vom 28. Oktober 1866 datirten Briefe, den wir seines sonst unwesentlichen Inhalts wegen weggelassen haben. Dort heißt es: „Mit dem erneuten und erhöhten Kostenschlage unseres künftigen Hauses hat der Teufel uns ein neues Bailliskenei ins Nest gelegt. Das geht mir denn doch etwas über den Kreditstod! Aber was thun? Die nöthigen Sprengarbeiten sind gemacht, die Grundmauern sind fertig, der Großherzog hat infolge der Einsicht in den Plan und in die Faade mir das Versprechen der Anlage eines schönen Weges zu meinem Hause gegeben: soll ich nun die ganze Geschichte umstoßen, anders bauen? Schlechter? Kleiner? — Schlecht will ich nicht bauen, es soll nicht heißen, daß ich ein liederlich Gebäude nach meinem Tode in der Welt zurückgelassen habe, kleiner auch nicht, ich will nicht wieder in solchen kleinen Kästen mich halbtod räuchern. Also es wird nichts helfen, ich werde in den sauren Apfel beißen müssen.“ <sup>2</sup> Als in der bisherigen Wohnung. <sup>3</sup> „Dorchleuchtung“. <sup>4</sup> Karauschen waren Reuters Lieblingsfische und er nahm sie daher um so lieber von seinem Freunde an, als sie in Thüringen schwer zu bekommen waren.

Doris, „Herr, all die Kruttscher braten?“ — denn sie spricht wegen Bildung nur noch Hochdeutsch. „Ja,“ sagte ich und lachte ihr mit Nachdruck in die himmelblauen Augen, „braden, Doris, braden; frische Fische gute Fische, also braden.“ Sie zog sich gekränkt zurück, briet aber die Fische. Was nun sie war, enthielt sich in dieser Frage der Abstimmung und schwieg wie ihr Kollege, der Kultusminister in der Abgeordnetenkammer in Berlin — sie ist nämlich in der letzten Zeit zum Minister des Kultus mit Portefeuille avancirt — sonst wäre die Frage ins Bodenlose gefallen. Als wir aus Gotha zurückkehrten, lebten wir drei Tage und drei Nächte unausgesetzt höchst nachhaft von „braden Kruttschen“, und als die letzten verzehret waren und ich nach mehr verlangte und die Nachricht erhielt, sie wären alle, da sagte ich: „Wat? Of all wedder all?“ und ging zürnend und habend mit meinem harten Gesicht in meine Stube. — Da hast Du die Kruttschen-Geschichte.

Bei uns ist jetzt eine schöne, stille Ruhe eingetreten, der Hof, der sich hier drei Wochen aufgehalten hat, ist nach Weimar zurückgekehrt. Und als er hier war, habe ich auch zum ersten Mal in meinem Leben eine große Gala-Cour mit durchgemacht, bin zur Tafel geladen und habe der Großherzoglichen Familie eine platt-deutsche Vorlesung halten müssen, die für mich höchst dankbar ausfiel, da mit Ausnahme der Großherzogin, einer geborenen Holländerin, auch kein Einziger ein sterbendes Wörtchen davon verstanden hat. Ich bin jetzt bei der „Reise nach Konstantinopel“ und habe den Anfang mit den Kostoder Fetthämmeln gemacht.

Heute ist ein behaglicher Tag für mich, draußen braunt der Wind, und die Müllerburischen schlagen sich; ich denke an meine Festungszeit und sitze gemüthlich beim warmen Ofen.

Dein Fritz Reuter."

„Eisenach, Silvestertag 1867.

Mein lieber Fritz!

Wir haben unser Weihnachtsfest still und ohne Besuch zu Hause verbracht und sind Eurer und der früheren Weihnachten bei Euch so lebendig eingedenk gewesen, wie die Karauschen waren, die Vater Knitschky<sup>7</sup> uns geschickt hat. Ja denke Dir! die kleinen fröhlichen Dinger kamen am 2. Feiertag hier bei uns an und waren ganz frisch und lebendig, und weil unsere Doris am 2. Festtage Ausgehtag hatte, mußten sie wohl oder übel die Nacht über noch in bitteren Todesgedanken harren, aber am andern Morgen — lebten sie noch! Wir leben jetzt buchstäblich fast nur von Fischen, und da die Sendung eine reichliche war, so hoffen wir auch noch einen Theil des neuen Jahres uns davon zu ernähren, denn — dies kannst Du Deiner Frau sagen, damit sie ihre Freude daran habe — ich bin mal wieder, wie früher auf der Festung<sup>8</sup>, mit einem genialen Fischgedanken in die Wochen gekommen; ich habe nämlich angeordnet, daß der größte Theil dieses Stolper Gewächses gebraten und dann in Essig gelegt und schließlich als saure Serringe verpeist werden soll. Wenn die guten Karauschen noch lebten, die würden sich mal wundern, was alles aus ihnen werden kann.

Wenn's alles so geht, wie's gehen soll, dann kommen wir im Februar; mein Buch<sup>9</sup> schreitet piano-forte vorwärts, so daß ich es bis zu der Zeit fertig zum Druck bringen werde, und mein Haus ebenso piano-forte, daß ich es ohne Sorge verlassen kann.

— Luise, die von Tag zu Tag gescheiter und klüger wird — man soll's gar nicht glauben, wie weit sie in dieser Geistesausbildung schon vorgerückt ist! — tadelt mich eben heftig, daß ich nicht vorneweg schon an dem Kopfe des Briefes meinen Dank für das künstlerisch schöne Geschenk<sup>10</sup> ausgesprochen habe. Sie hat gut reden, sie ist bei Tisch die besten Happen vorweg, während ich mir von Jugend auf immer das fetteste Ende vom Butterbrot und das größte Stück Spickhans bis zuletzt aufgehoben habe. Also nun das fetteste Stück Butterbrot! — Herzlichen Dank für das schöne Geschenk, es soll unsern Salon im neuen Hause zieren! —

Nun lebt alle wohl! Gedenkt unser freundlich und nehmt die Fressfäcke willig als ein unvermeidliches Uebel auf!

Vorher zeige ich die Antunft derselben an:

Dein Fritz Reuter."

<sup>7</sup> Verwalter auf Stolpe, einem Gute, das Peters gepachtet hatte. <sup>8</sup> Man erinnere sich der drolligen Scenen, wie Reuter mit dem „Franzoso“ zusammen wirtschaftet und sie eines Tages Karpen loschen. <sup>9</sup> „De Reij nach Konstantinopel“. <sup>10</sup> Eine kleine Malerei.

### Reisende Brieftauben.

Von Dr. Karl Kuh. (Mit Abbildung S. 177.)

Zu den lieblichsten Naturbildern, welche die Heimath uns gewährt, gehört zweifellos die Aussicht auf eine im milden Frühsonnenlichte in der klarblauen, durchsichtigen Herbstluft vor uns liegende Landschaft, in der wir unsere Blicke schweifen lassen über Hügel und Gelände, ein Städtchen mit spitzem Kirchturm, den blinkenden Landsee, den mit kauselnder Dampfwolke dahin rollenden Eisenbahnzug — während hoch oben in der Bläue sich ein Schwarm Tauben freies umhertummelt. Voll Entzücken verfolgt der Liebhaber dieses Naturschauspiel, und in dem Reiz, welchen dasselbe birgt, begründet sich eben auch die alte, weitverbreitete Neigung für die sogenannten Fliegentauben. In den meisten großen Städten haben wir Vereine, deren Mitglieder allen Gesellschaftsclassen angehören und die das „Fogon“ der „Berliner Altstammigen“, der „Danziger Wolfenstecher“, der „Wiener Gamseln“ u. a. m. förmlich mit Begeisterung treiben.

Seit den Jahren des deutsch-französischen Krieges ist sodann auch bei uns bekanntlich die Brieftaubenliebhaberei überall zur regalen Entwicklung gekommen. Selbst für diejenigen, der den Kriegsbrieftauben keine oder doch nur eine geringe Bedeutung zuschreiben mag, wird eine Ueberschau der Entwicklung der Brieftaubenliebhaberei und des Kriegsbrieftaubenwesens interessant erscheinen, und daher will ich wenigstens eine kurze Uebersicht des Wichtigsten auf diesem Gebiete geben.

Alle derartigen Bestrebungen haben verhältnismäßig viel und andererseits doch auch ungemein wenig gebracht. Da sehen wir, daß die oberste Militärbehörde des Deutschen Reichs bereits in allen bedeutenden Festungen sogenannte Brieftaubenstationen eingerichtet hat und das Netz derselben noch immer enger zu ziehen sucht, während bekanntlich auch alle übrigen Länder, neuerdings besonders die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Italien, Rußland und selbst Dänemark diesen Kriegsbrieftaubenpost nicht minder eifrig treiben; da schließen die Liebhabervereine förmlich wie Pilze hervor und eine eigene Zeitschrift hat sich in ihren Dienst gestellt; wir haben bis jetzt in Deutschland etwa hundert Brieftaubenzüchtervereine mit ungefähr 30 000 Tauben, und für Kriegszwecke werden bereits zwischen 6- und 8000 Tauben gehalten. Im Etat des deutschen Reichshaushalts wurde die Summe für das Kriegsbrieftaubenwesen auf 50 000 Mark erhöht, so daß sie also 15 000 Mark mehr als in früheren Jahren beträgt.

Neuerdings hat das Kriegsministerium in Berlin eine Medaille mit der Aufschrift „Für Verdienste um das Militärbrieftaubenwesen“ herstellen lassen. Der Minister für öffentliche Arbeiten in Preußen hat alle möglichen Vergünstigungen bei der Verwendung der Brieftauben bewilligt, und der Minister für Landwirtschaft hat sogar künigende Belohnungen für das Abschicken der für die Brieftauben gefährlichsten Raubvögel (Wandern und Baumfalk, Habicht u. a.) ausgeteilt. Als bedeutungsvolle Neuierung wurden Brieftaubenstationen für den Dienst der Luftschifferabtheilung des Eisenbahnregiments in Schöneberg bei Berlin u. a. eingerichtet, und die hier gezüchteten Tauben werden nun eigens für Reisen vermittelst der Luftballons abgerichtet oder, wie der Kunstausdruck lautet, trainirt. Dieser Weg ist zweifellos der einzig richtige, um die Brieftaube für den Fall des wirklichen Kriegs nutzbar zu machen, denn nur so ist es möglich, Tauben aus einer belagerten Festung heraus oder in dieselbe hinein zu bringen und in entsprechend umgekehrtem Verhältnis Nachrichten in die Festung oder aus derselben heraus gelangen zu lassen.

Eine absonderlich eingerichtete Uhr zur raschen Feststellung der Ankunft der Brieftauben, bis auf die Sekunde genau, ein elektrischer Melbungsapparat, welcher die Ankunft verkündet, Verbesserungen in der Herstellung und Befestigung der vermittelst photographischer Verkleinerung auf den denkbar engsten Raum zusammengebrängten Depeschen an den Schwanzfedern der Tauben, praktische Führer zur Kennzeichnung, verbesserte Nombensangen und bequemer und praktischer eingerichtete Reiseförbe, immer reichere Erfahrungen in der Verpflegung, vervollkommnete Ristvorrichtungen u. a. m., das sind Errungenschaften, welche die Brieftaubenliebhaberei in letzter Zeit aufzuweisen hat.

Nicht minder strebt man nach immer größerer Erhöhung der Flugleistungen, und ich darf darauf hinweisen, daß man auch in dieser Beziehung erstaunliche Ergebnisse zu verzeichnen hat. Am nur ein Beispiel anzuführen, will ich berichten, daß bei einem Wettfliegen zwischen Köln und Berlin die beiden ersten Tauben des Vereins „Phönix“ nach 4 Stunden 38 Minuten in Berlin eintrafen. Dies ist die größte Fluggeschwindigkeit, welche wir bis jetzt bei gut eingetübten, flugesicheren Tauben zu verzeichnen haben. Die Entfernung zwischen Köln und Berlin beträgt 474 Kilometer oder 64 Meilen Luftlinie, jene Tauben haben also in der Minute rund 1700 Meter zurückgelegt, während die Schnellzüge in runder Zahl es nur

auf 50 Kilometer in der Stunde oder 833 Meter in der Minute bringen. Im allgemeinen kann man die Durchschnittsgeschwindigkeit guter Brieftauben auf 1000 bis 1200 Meter in der Minute schätzen.

Die neueste und vielleicht allerbedeutendste Verwendung der Brieftauben liegt in ihrer Abrichtung zur See. Es ist z. B. gelungen, von den in der See liegenden Leuchtschiffen aus bei stürmlichem Wetter die Posten für herankommende Schiffe durch Brieftauben vom Lande herbeizufahren.

Außerordentlich großes Aufsehen hat ein Erfolg erregt, welchen man seit dem Alterthum erstrebt, bis jetzt aber noch nicht erreicht hatte, nämlich die wirklich zuverlässige Abrichtung der Brieftauben zum Hin- und Zurückfluge. Bis dahin hatten sich die Tauben nämlich immer nur in einer Richtung verwendbar erwiesen. Der Vater des italienischen Kriegsbrieftaubenwesens, Hauptmann Malagoli, hat es wirklich dahin gebracht, daß eine Anzahl seiner Tauben zwischen zwei Festungen, mit Depeschen beladen, hin und zurück ihren Dienst leisten. Die betreffende Schrift, in welcher diese Thatsache mitgetheilt worden und zugleich Anleitung zu dieser Abrichtung gegeben ist, erschien soeben unter dem Titel „Experimente über Hin- und Rückflug der Militärbrieftauben“, ins Deutsche übertragen und besprochen vom kaiserlichen Krillierlieutenant Fellemer (Berlin, Fr. Luckhardt), und dies Buchlein ist in der That der allgemeinen Beachtung werth. Derartige Versuche waren ja, wie vom Hofrath A. B. Wener in den „Mittheilungen des ornithologischen Vereins von Wien“, und dann auch in meiner Zeitschrift „Die gefiederte Welt“ dargelegt worden ist, schon vielfach angestellt worden, bis jetzt aber hatten sie noch niemals vollen Erfolg gebracht.

Im Gegensatz zu allen hochgepöhlten Erwartungen und Hoffnungen, welche die Brieftaube erweckt, zeigt sie sich mit ihren Leistungen in Wirklichkeit leider gar unzuverlässig. Wind und Wetter, Nebel, Sturm und Ungewitter, die Augen des gewissenlosen Raubvögels, die in den Forten hausenden gefiederten Räuber und zahlreiche andere Gefahren bedrohen den Dienst des geflügelten Boten.

Als vor etwa fünfzehn Jahren der große Neuschöpfer der deutschen Reichspost eine Versammlung zusammenberufen hatte für den Zweck, um über die Verwendung der Brieftaube im Postdienst zu berathen, mußte ich eine an mich als Verfasser des Buchs „Die Brieftaube“ gestellte Frage dahin beantworten, daß dieser Vogel als Beförderer von Nachrichten neben dem Telegraphen in dessen neuester Vervollkommnung nach meiner Uebersetzung keinesfalls nachhaltig bestehen könne. Auf meine Gegenfrage hatte Dr. Stephan nämlich angegeben, daß im Laufe von wenigen Jahren über ganz Deutschland ein Telegraphennetz verbreitet sein werde, dessen weiteste Entfernung nur etwa zwei Meilen betragen dürfe. Daraufhin konnte ich eben keine andere Auskunft ertheilen, als die, daß die Brieftaube auch nicht im entferntesten dazu geeignet sei, sicherer und schneller als der Telegraph Nachrichten zu übermitteln. Für weite Entfernungen hin kann sie schon von vornherein neben dem elektrischen Boten, der ja eben mit „Blitzgeschwindigkeit“ vorwärts zu dringen vermag, nicht aufkommen und auch bei geringen Entfernungen wird sie weder in der einen noch anderen Hinsicht den Telegraphen übertreffen. So bleibt die Brieftaube denn für Europa zunächst nur ein Gegenstand des Sports, das heißt einer allerdings ungemeinlich interessanten Liebhaberei — und allenfalls kann sie noch hier und da als Liebesbote, wie im Alterthum so auch heute, zur Geltung kommen.

Anderer im schwarzen Erdtheil. Major Wissmann sind für seine Expedition auch deutsche Brieftauben mitgegeben worden. Die Kunsttaube acclimatirt sich leicht im innern Afrika, wird aber nach Berichten Emin's ebenso leicht durch Raubvögel ausgerottet. Immerhin sind die Versuche auf afrikanischem Boden beachtenswerth, denn wo der Telegraph völlig fehlt, wo die Wege schlecht und unsicher sind, kann die Taubenpost zwischen zwei entfernten Stationen gute Dienste leisten.

Wenn die Tauben, mit Wind und Wetter kämpfend, wie es das schöne Spechtische Bild veranschaulicht, in Schraubenlinien aufsteigen, um sich in eine solche Luftschicht emporzuschwingen, in der sie einerseits nicht mehr widrigen Wind haben, und in der ihnen andererseits ein weiter Ausblick für das Zurechtfinden zu Gebote steht, so sehen wir, daß der ganze Schwarm, der bisher wohl verhältnismäßig lange Zeit rastlos in malerischem Fluge kreiste, nun plötzlich nach der rechten Richtung hin abschwimmt — und da fragen wir uns unwillkürlich: worin liegt denn diese Gabe des Vogels, auf ungläublich weite Entfernungen hin sich zurechtzufinden und die Heimath wieder zu erreichen? Die Antworten auf diese Frage fallen sehr verschieden aus, denn es ist der wissenschaftlichen Forschung bis heute noch nicht gelungen, eine endgültige und stichhaltige Begründung dieser Thatsache zu finden.

### Blätter und Blüthen.

**Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst von Sachsen Coburg-Gotha.**  
Der dritte sehr umfangreiche Band der Schrift des Herzogs „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit“ (Berlin, Wilhelm Herr) bringt diese hochbedeutenden Mittheilungen aus dem Leben eines deutschen Fürsten zum Abschluß. Die Gründung des Norddeutschen Bundes ist der Schlupstein der eingehenderen Aufzeichnungen; auch die folgende Zeit ist nur ein kurzer Rückblick geworden, der indeß bei der lebensvollen Darstellung des Verfassers noch manches tief sich einprägende Bild, besonders aus dem Kriege von 1870, enthält. Was aber den Zeitraum der letzten zwanzig Jahre betrifft, so laßt der Verfasser, daß die Ereignisse, die sich in demselben abgepielt haben, nicht in gleichem Maße der Geschichte angehören wie diejenigen, welche in langamer und harter Entwicklung die gesicherten Grundlagen des neuen Bundes und Staates herbeigeführt haben. Nicht nur in Anbetracht dessen, daß noch weit mehr persönliche Interessen durch

eine Erzählung dieser neuesten Phasen berührt werden mußten, sondern besonders deshalb, weil die Empfindungen und Parteilichkeiten des Tags viel unmittelbarer und stärker auf eine Darstellung der Dinge einwirkten und das Urtheil darüber viel leidenschaftlicher beeinflussen würden. Es wäre ein Zeichen wenig tiefgehender und staatsmännischer Einsicht, wenn jemand sich rühmen wollte, er vermöchte die Begebenheiten der letzten zwanzig Jahre heute schon mit der gleichen Unbefangtheit vorzutragen, wie ich dies wohl von meinen voranstehenden dreißig Büchern behaupten darf. Meine Mittheilungen würden zu völlig anderen Erörterungen und Betrachtungen der politischen Tagesliteratur Anlaß geben, als die Darstellung jener älteren vollendeten und abgeschlossenen Thatsachen, da der größte Theil dessen, um was es sich handelt, noch zum täglichen Brod des politischen Lebens gehört.

Von den Ereignissen, welche jenseit jener Zeitgrenze liegen und welche

der fürstliche Verfasser daher als geschichtlich betrachtet, führt er uns eine Reihe der wichtigsten vor, bei denen allen er selbst theils als Augenzeuge zugegen, theils als Vermittler und Rathgeber mithätig war, theils endlich selbstständig mit bedeutenden Anregungen vorging. Es ist von selbst einleuchtend, daß kein anderer Berichterstatter aus jener Zeit in der Lage war, gleichverbürgte Mittheilungen über die Strömungen in den höchsten, den Ausschlag gebenden Kreisen, über die Ansichten der Monarchen selbst und ihrer einflussreichsten Rathgeber zu machen; so enthalten denn auch diese Denkwürdigkeiten eine Menge der werthvollsten Anekdoten, die sonst dem Geschichtschreiber wohl unzugänglich geblieben wären: Briefe des Königs Wilhelm von Preußen, in denen sich die Umsicht, Klarheit, Festigkeit und liebenswürdige Freundlichkeit des späteren deutschen Kaisers abspiegelt; Briefe des Prinzen Albert, die, mit Geist und Schärfe abgefaßt, Schlaglichter auf die damaligen englischen Zustände werfen, und der Königin Viktoria, welche ihrem Schwager stets das vollste Vertrauen entgegenbrachte. Die zahlreichen Briefe des Königs von Belgien zeugen von der politischen Weisheit dieses Fürsten, der mit Recht als eine Art von Orakel galt. Nimmt man hinzu, daß der Herzog wiederholt mit dem Kaiser Napoleon und dem Kaiser von Oesterreich Unterredungen hatte, welche wichtige Fragen der Tagespolitik betrafen, so wird man ihm unter den Geschichtschreibern jener Tage unbedingt einen ganz hervorragenden Rang einräumen müssen.

Der dritte Band umfaßt ungefähr das Jahrzehnt von 1860 bis 1869 und beginnt mit Darstellung der Vermittelung des Herzogs bei den preussischen Verfassungskämpfen und seiner Anwesenheit bei dem Fürstentag in Baden, von dem er uns eine eingehende Schilderung entwirft. Die Streiflichter, die auf Kaiser Napoleon fallen, lassen denselben keineswegs in einem unangünstigen Licht erscheinen. Der Herzog verfehlte nicht, ihn auf das Erklärte des deutschen Volksbewußtseins nachdrücklich hinzuweisen. Ergötzlich ist die Anekdote, wie der nervös abgesspannte Kaiser durch ein hartes Gewitter, welches beim Frühstück der versammelten Fürsten hereinbrach, so betroffen wurde, daß man ihn beruhigen zu müssen glaubte und er wiederholt und in der unbehaglichsten Stimmung erklärte, er erinnere sich nicht, etwas so Schreckliches je erlebt zu haben. Der Herzog von Gotha als Schutzherr des Nationalvereins wurde von den vier anwesenden Königen, welche beim Prinzregenten von Preußen Anklagen gegen diesen Verein richteten, mit mißtrauischen Augen angesehen. Die Antworten, die er später auf seine an die vier Fürsten gerichteten Briefe erhielt, sind ebenso charakteristisch für die Anschauungen derselben wie in ihrer verschiedenartigen Fassung für ihre persönliche Eigenart.

Bei allen nahen Beziehungen zum preussischen Hofe war des Herzogs Verhalten doch auch dort mehrfach Mißdeutungen ausgesetzt, welche indeß bald durch seine Erklärungen und des Königs Entgegenkommen beseitigt wurden. Dies gilt namentlich von dem Auftreten des Herzogs bei dem Frankfurter Schützenfest, 1862, dessen Bild durch allerlei Berichte vielfach entstellt und verzerrt worden ist. Herzog Ernst wohnte im einfachen Schützenleide als Ehrenpräsident des Schützenbundes der Feier und dem Festzuge bei und sprach bei der Uebergabe der Fahne an die Stadt Frankfurt begeisterte Worte, die ein stürmisches Echo fanden; er mahnte, „treu zu stehen beim Vaterlande und seines Rufes gewärtig bei wehrhaftem Bunde waffengeißelt zu werden“. In Berlin wurde er angeklagt, in Frankfurt die zahlreiche anwesenden Mitglieder der Opposition in ihrem Widerstand gegen die Regierung bestärkt zu haben, und der König selbst schrieb ihm in dieser Angelegenheit. Das Mißverständnis löste sich so gleich durch die Antwort des Herzogs, für welche der König seinen besten Dank sagte, indem er hinzufügte: „Daß ich momentan an eine solche Handlung Dinerkeit glauben konnte, wirst Du nicht ganz unbegründet finden, wenn Du Dir alles zurückrufen willst, was in Frankfurt gesprochen und gedruckt worden ist.“

Auch des Herzogs Anwesenheit und Auftreten bei dem Frankfurter Fürstentagkongresse 1863 fand nicht ungetheilte Anerkennung in Berlin, da er zwischen dem österreichischen und preussischen Standpunkte zu vermitteln suchte. Die eingehende Schilderung dieses Kongresses ist einer der werthvollsten Theile des Werkes. Niemand konnte berufener dazu sein als der Herzog, der ja zu den dort tagenden Fürsten gehörte. Der Leitung der Versammlung durch den Kaiser von Oesterreich läßt er die vollste Anerkennung zutheil werden. Als einen der spannendsten Augenblicke der Berathung schildert er denjenigen, in welchem die Fürsten zurückblieben, nachdem der Kaiser von Oesterreich den Saal verlassen hatte mit der Erklärung, das Recht Oesterreichs auf das Präsidium im Bunde müsse auch in Zukunft aufs allerbestimmteste gewahrt werden. Mit der Annahme dieses Artikels 5 der Vorlage war das Schicksal des Fürstentagkongresses besiegelt.

Allen andern Staaten des Bundes voran ging Herzog Ernst durch den Abschluß seiner Militärkonvention mit Preußen, ein Vorgang, der zunächst keine Nachfolge fand, und durch die Anerkennung des Augustenburger nach dem Tode des dänischen Königs Friedrich VII. Die schon früher durch die That bewährte Theilnahme für Schleswig-Holstein bewies der Herzog von neuem, indem er zwei seiner besten Beamten der Regierung des Augustenburger zur Verfügung stellte und sich bei dem Bunde und den deutschen Fürsten fortwährend für seine Sache wandte, obgleich er keineswegs mit allem einverstanden war, was seitens der vergeblich um ihre Anerkennung kämpfenden Regierung beschlossen wurde.

Wir können hier dem inhaltvollen Werke nicht durch alle Bindungen und Wendungen der darin geschilderten politischen Verwicklungen folgen. Als es zum Bruch zwischen Oesterreich und Preußen kam, da schloß sich der

Herzog seinem Kriegsherrn, dem König von Preußen, an und fand bald nach Beginn der Feindseligkeiten Anlaß, sich am Kampfe gegen die Hannoveraner bei Langensalza mit seinen Truppen zu betheiligen. Ueber die Verhandlungen, die dem blutigen Treffen vorausgingen, giebt er eine Auskunft, die um so willkommener sein wird, als bisher über dieselben ein noch ungelichtetes Dunkel herrschte.

Als ein anmuthendes Zwischenpiel zwischen den schwerwiegenden Verhandlungen der Kabinete und den kriegerischen Thaten der Heere schiebt sich die afrikanische Reise des Herzogs ein, die denselben nach Massaua und Keru in die Vorgebirge von Abyssinien führte, in jene Gegenden, welche jetzt Italien in seinen Machtkreis gezogen hat. Die Schilderung der Reise, der Jagdabenteuer, der Naturbilder und Volksitten ist überaus lebendig.

So erweisen sich die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst, die überdies in einer vortrefflichen, ebenso durchsichtigen wie lebensvollen Darstellungsweise abgefaßt sind, als einer der werthvollsten Beiträge zur Geschichte dieses Jahrhunderts. Mitterlich, geistvoll, thatkräftig tritt uns das Bild des Fürsten selbst daraus entgegen, der in Wort und That immer einer der maubhaftesten und unermüdblichsten Verkämpfer der deutschen Einheit war, für die er stets seine ganze bedeutende Persönlichkeit einsetzte.

**Die Kapelle an der Gotthard-Strasse.** (Zu dem Bilde S. 165.) Bevor die Wasse des St. Gotthardgebirgs durch die Gewalt neuerlicher Technik durchbohrt wurde, um den Süden mit dem Norden durch den Schienenstrang zu verbinden, war der Uebergang über den Berg oft mit den größten Schwierigkeiten, ja mit Lebensgefahr verknüpft. Der Winter mit seinen Schneemassen und Stürmen forderte jedes Jahr seine Opfer, die Lawinen begruben oft ganze Karawanen von Menschen und Thieren in Schnee und Schutt. Es gab eine Zeit, da allein der alte rothe Saumweg hinüberführte, Schutzhäuser und Galerien noch nicht vorhanden, die Wanderer auf sich selbst und ihr Glück angewiesen und dem Unwetter auf diesen unwirthlichen Höhen hilflos preisgegeben waren. Erst später, im Jahre 1431, wurde zum Schutze der auf das Concil nach Basel ziehenden Bischöfe und Päpsten auf der Pashöhe eine Herberge errichtet. Im Jahre 1799 aber, als Suworow seinen berühmten Uebergang über den Gotthard gegen die Franzosen erkämpfte, da wurde das alte Hospiz zerstört und das Holz zur Feuerung verwendet.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde die neue Kunststraße von den schweizerischen Kantonen Uri und Tessin hergestelt; wohl Lieb auch jetzt noch im Winter und Frühling die Reise nicht ungefährlich, aber der Verkehr steigerte sich doch ganz gewaltig, so daß die Gotthardstraße der begangenen aller Alpenübergänge wurde. Die Postwagen und andere Fuhrwerke beförderten eine Menge Reisende und Waren, zahlreiche Fußwanderer zogen herüber und hinüber, viele Hunderte von unbemittelten Reisenden wurden in dem Hospiz auf der Pashöhe kostenfrei verpflegt und mit Kleidungsstücken versehen. Die größte Anhäufung im Fremdenhospiz fiel umtreitig in die Zeit des Tunnelbaues 1872 bis 1880; jährlich wurden 16 bis 18000 arme Durchreisende genährt und gepflegt und zwar meistens aus dem Ertrag von milden Beisteuern. Trotzdem konnten selbsterständig Todesfälle durch Erfrieren, Ermattung u. nicht verhindert werden. Die aufgefundenen Todten wurden bis zur Feststellung der Persönlichkeit und bis zur Beeridigung, die sich oft lang verzögerte, in der kleinen Kapelle niedergelegt, welche unfer Abbildung zeigt. Die dünne kalte Luft in dieser Höhe (2100 m) leidet der Bewohnung Widerstand. Nicht weit vom Hospiz, auf einem großen Granitfelsen, steht noch die Todtenkapelle; wohl wird sie heute nicht mehr benutzt, aber sie bleibt doch ein warnendes Zeichen für den Wanderer, sich selbst nicht zu viel zutrauen.

**Die Volkswirtschaftslehre** soll neuerdings in den öffentlichen Volksschulunterricht aufgenommen werden. Einen solchen Vorschlag macht Zende in den „Deutschen Zeit- und Streitfragen“ [Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg]. Er geht von dem Grundfaze aus, daß bei den wirtschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart der kleinste Geschäftsmann, ja der einfache Arbeiter darauf angewiesen sei, ein kleiner Volkswirth und Finanzmann zu sein. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß bei geeigneter Stoffauswahl für ländliche Verhältnisse und städtische Fortbildungsschulen damit ein wünschenswerther Fortschritt in der Volksbildung erzielt würde. Klarheit über solche Begriffe wie Arbeit, Kapital, Preis, Geld, Kredit, Papiergeld, Grundrente, Arbeitslohn, Versicherungen, Unternehmerrgewinn ist heutzutage für jeden unentbehrlich, der im großen Betriebe unferes wirtschaftlichen Lebens mithätig ist. Der Lehrer halte sich an das Nächste, und er wird Verständniß und Aufmerksamkeit finden. †

**Feritigung der Kreuzotter.** Vor einigen Jahren haben wir wiederholt in der „Gartenlaube“ darauf hingewiesen, daß in Deutschland so wenig geschehe, um die einzige Giftschlange unferer Heimath, die Kreuzotter, auszurotten. Wie dies anderwärts geschehen, haben auch wir den Vorschlag gemacht, die Behörden möchten Preise für getödtete Kreuzottern aussetzen. Der Vorschlag ist nicht unberücksichtigt geblieben, und unferes Wissens sind namentlich in Sachsen einige Gemeindebehörden mit gutem Beispiel vorgegangen und haben Preise von je 50 Pfennig bis 1 Mark für abgelieferte todte Kreuzottern ausgesetzt. Aus den in Tageszeitungen zerstreuten Berichten konnte man erfahren, daß infolge dessen Hunderte von Kreuzottern vernichtet wurden. Dieses gute Beispiel möchten wir auch anderen Gemeinden, in deren Bezirk die Giftschlange heimisch ist, zur Nachahmung empfehlen; denn die Unfälle, welche durch den Biß der Kreuzotter verursacht werden, sind zahlreicher, als man im allgemeinen anzunehmen pflegt.

Inhalt: Stammzeichn. Roman von G. Werner (Fortsetzung). S. 165. — Scharf beobachtet. Bild. S. 169. — Sklaverei und Sklavenhandel in Afrika. Von Dr. Emil Jung. S. 170. Mit einer Karte S. 171. — Luitt. Roman von Theodor Fontane (Schluß). S. 173. — Der Mensch. Bild. S. 173. — Ungebrachte Briefe Frh. Reuters. IV. S. 176. — Reisebriefe. Von Dr. Karl Nuss. S. 179. Mit Abbildung S. 177. — Blätter und Blüthen: Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst von Sachsen Coburg-Gotha. S. 179. — Die Kapelle an der Gotthardstraße. S. 180. Mit Abbildung S. 165. — Die Volkswirtschaftslehre in der Volksschule. S. 180. — Feritigung der Kreuzotter. S. 180.



Nach dem Original-Gemälde von W. Roegge.

Carl Kunstanstalt v. Max Seeger, Stuttgart.

## Junges Leben.

Ostergruß der Gartenlaube an ihre Leser.

